





*H. Adelsheim*

SIGISBERT FRICK

Heinrich Federer  
und  
das Kollegium Sarnen

1966  
Printed in Switzerland  
Landenberg Druckerei AG 6060 Sarnen



*HEINRICH FEDERER  
UND DAS KOLLEGIUM SARNEN  
VON SIGISBERT FRICK*

Es dürfte nicht leicht sein, ein Gymnasium zu finden, das zu seinen Schülern einen Dichter zählt, der ihm lebenslange Treue hielt und der seiner Bildungsstätte im dichterischen Schaffen ein so wertvolles, ja unvergängliches Denkmal schuf, wie es dem Kollegium in Sarnen von seinem Heinrich Federer zuteil wurde.

In liebender Dankbarkeit blieb Federer durch all die mühevollen Jahrzehnte seines Lebens mit seinen einstigen Lehrern verbunden.

Je reicher und reifer sein Leben und Werk wurden, umso klarer sah er die Werte ein, die das Kollegi am Sarnersee ihm in jungen Jahren in Geist und Herz gepflanzt hatte. Es handelte sich ja nicht nur um die hohen Güter einer gediegenen Geistesbildung, sondern ebenso darum, daß er charakterlich geformt und erzogen, religiös gefestigt und weltanschaulich geprägt worden war.

So schuf er seinem »lieben Kollegi« in der Gesinnung eines wahrhaft edlen Menschen ein Loblied, an dem sich jeder freut, der gleich Federer dieser Schule zu Dank verpflichtet und ihr in Treue ergeben ist.

In der sich stets erneuernden Besinnung auf Sinn und Sendung der christlichen Schule ist gerade der *hundertste Geburtstag Heinrich Federers* willkommener Anlaß, derer in Anerkennung zu gedenken, die durch ihre selbstlose Hingabe an Schule und Erziehung schon vor langen Jahrzehnten an unserem Kollegium ihr Bestes zum Wohle der Schweizerjugend geleistet haben.



Heinrich Federer wurde am 7. Oktober 1866 in Brienz als Sohn des drei Jahre vorher an die dortige Schnitzlerschule berufenen Paul Federer<sup>1)</sup> und der Verena Jäger<sup>2)</sup> geboren. Ein Jahr zuvor war als erstes Kind Pauline in die Wiege gelegt worden. Ein mühsames Leben nahm seinen Anfang. Nach allzu kurzem Eheglück der Eltern zogen ob des charakterlich ganz und gar nicht gefestigten Vaters Bangnis und Sorge in die Familie ein. Frau Verena suchte in ihrer schweren Lage Licht und Trost in einer glaubensstarken Gottverbundenheit. In diesem Streben bekam sie in P. Vigil Perathoner, einem Benediktiner von Muri-Gries, der 1864–1870 als Lehrer am Kollegium in Sarnen wirkte, einen gütigen Helfer. Dieser schrieb am 30. Dezember 1867 an Abt Adalbert Regli nach Gries über die junge Federer-Familie: »Die protestantische, aber stille, ernste, betende Frau liest fast nur in katholischen Büchern, kommt oft zu unserem Gottesdienst, macht kirchliche Kleinigkeiten zurecht, hält die katholischen Fasttage mit ihrem Mann, besorgt das Weihwasserkrüglein, hat sich aber an ihrem Manne geirrt, der ein lüderlicher Trinker und Schuldenmacher ist, und als Zeichnungslehrer bei dem schönen Gehalte von 1800 fr. fast nicht kommen mag, und obwohl fähig, den Nebenverdienst als Skulpteur ‚schieß gar‘ vernachlässigt. Man sieht hier wieder, wie gemischte Ehen selten geraten, und wie solche katholische Männer, die eine protestantische Frau mögen, gewöhnlich nicht viel wert sind, der protestantische Teil gewöhnlich besser ist. Dieser Mann, der einen braven Pfarrer zum Bruder hat, spielt bei unseren Gottesdiensten das Harmonium, zeigt sich zwar artig und bereitwillig, muß aber in allem zuerst unterrichtet werden, wenn es nicht soll untereinander gehen; kurz, er ist ein ‚eigenä Tunner‘, und verzichtet selbst auf das *audiatur et altera pars*. Gegen diesen ungattigen Gatten hat mich die Frau schon öfters um das Gebet ersucht, und nun empfehle ich diese Familie auch Ihrem und dem frommen Andenken der hochw. Mitbrüder.«

Als Heinrich Federer im Nachsommer seines Lebens das Bild seiner Kindheit erstellte, sah er sein Hauptanliegen darin, das Andenken seiner über alles geliebten Mutter in schönstem Glanze erstrahlen zu lassen. In der reifen Kraft dichterischer Verklärung zeichnete er die Brienzerjahre in seinem Buche »Am Fenster«. Es ist, als ob sich das Goethewort: »Wir erfahren erst im Alter, was uns in der Jugend begegnete« in ganz besonderer Weise bewahrheitete.

### *Mutter, o meine Mutter!*

Meine Mutter hatte sich nach dem Tode ihres ersten, früh verblühten Mannes zu seinen Verwandten nach Brienz zurückgezogen. Hier lebte die junge vermögliche Witwe mit ihren drei Töchtern und einem schlanken Knaben. Sie war im idyllischen Bülach aufgewachsen, hatte in Zürich mit ihrem Gemahl ein bekömmliches Geschäft betrieben, und ohne je im bis-

herigen Leben etwas anderes als Ordnung und friedlichen Gleichklang der Stunden erlebt zu haben, schien nun für sie im behäbigen Schnitzlerdorf trotz seinem cholerischen See und den gewalttätigen Bergen ringsum erst recht die Zeit der Stille anzubrechen.

Aber es kam gerade umgekehrt. Ein junger, blasser Mann, von Künstlergeist bis in die Fingernägel erfüllt, war frisch von der Akademie in München hierher als Zeichnungslehrer und Leiter der Holzschnitzlerschule verschlagen worden und schüttelte seine langen, rabenschwarzen Locken ungebärdig vor der hübschen Leidfrau aus. Sie war zehn Jahre älter, aber noch von blühender Frische und von unverbrauchtem Gemüte. Denn sie hatte noch nichts als schönes Wetter und Windstille erlebt.

Seine Gespräche, mit einer tiefen glühenden Stimme und dunkelroten Lippen geführt, *verzauberten* das ahnungslose Weib. Denn da hörte sie noch nie Gehörtes von Kunst, Ideal, Leidenschaft für ein hohes Werk, von Verachtung dessen, was nur rohes Geld oder ledernes Geschäft sei. An die Sterne muß man mit dem Kopfe stoßen. Aufriegeln muß man die goldenen Türen von Sonne und Mond und tief ins Jenseits schauen. Hungern für einen großen Gedanken ist schöner als sich mästen ohne Sinn und Deutung.

Solches verbreitete der vierundzwanzigjährige Paul in seiner schier zornigen Sprache voll Farbe und Bild, fast wie ein Prediger. Und nach der bisherigen Nüchternheit wirkte dieses Halbekstatische des lockenwerfenden Jünglings, dem sie anfangs eher mit Muttergefühlen entgegenkam, sonderbar aufregend auf die wehrlose Frau. Eine *Unruhe*, die ihr bisher unbekannt gewesen, marterte sie von jetzt an. Abwehr gegen Dinge, die sie doch nie recht begreifen würde und doch wieder Verlockung zu eben jenen schönen unbegreiflichen Ideen des machtvollen Mannes stritten in ihr wider einander. Dabei überfloß Paul von Gefühlen. Sie wechselten zwar rasch, aber kehrten immer und heftig wieder und waren, solange sie schäumten, echt gemeint. Pauls Gemüt glich einem jener Bergbäche, die beim kleinsten Regen über die Ufer borden, aber auch bei der geringsten Sonne austrocknen.

Die Witwe Verena hatte bisher nur den gleichmäßigen Wellengang der Empfindungen, nicht den Sturm gekannt. Aber wie der dunkle Bergsee vor ihren Fenstern beim Föhn oft eher einem aufgehetzten Meere glich und die Gischt bis zu ihren Gesimsen aufspritzte, so fühlte die Frau jetzt auch jene stille tiefe See des Herzens aus dem anezogenen Gleichmaß erwachen und zu einem wahren Kriegsgewoge anschwellen.

Die Mutter hat uns wenig von jenen Tagen erzählt. Eine große keusche Scheu verhielt ihr den Mund, wenn sie uns in spätern Jahren auch noch so gern von jenen gewaltigen Erlebnissen das Lehrreiche mitgeteilt hätte, um uns zu zeigen, wie wir es klüger machen sollten. Nur wenn wir Kindermäuler dringend diesen Grund anführten, gab sie uns ab und zu, unter Stocken und Erröten, eine magere Erinnerung preis.

Nach langem Schwanken und viel Widerstand von seiten der Familie ihres



verstorbenen Gemahls, trat Verena entschlossen in die Ehe mit dem Bildhauer. Die Ungleichheit des Alters und des Geldbeutels – denn Paul hatte nichts als Papier, Kohle und auch einen beginnenden kohlschwarzen Bart, – war eine große Überraschung im verständigen Dorf. Für die angesehene, altbürgerliche, scharf protestantische Verwandtschaft war es geradezu ein Ärgernis, daß die Heirat, dem Bekenntnis des Mannes entsprechend, nach katholischem Ritus geschlossen wurde. Aber Frau Verena hatte inzwischen selbst das katholische Kredo beschworen. Das war die zweite große Überraschung jener Tage.

Ihr Schwager hielt nämlich den Gasthof »Zum Bären«, der aus drei stattlichen Gebäuden mit in den See springenden Kastaniengärten bestand. Im zweiten Hause war für die Sommerzeit, wo das Berner Oberland von Fremden überflutet wurde, eine Kapelle für den katholischen Gottesdienst eingerichtet. Ein Benediktinermönch kam jeweilen für ein geringes Zehrgeld von Sarnen den sechsständigen Weg über den Brünigpaß daher. Dieser Pater Vigilius Perathoner, war von ungemein zartem, eindringlichem Wesen; scheinbar nachgiebig, aber wo er sich im Rechte wußte, von der Zähigkeit und Widerstandskraft des Epheus, der seinen Halt um keinen Preis, auch nach hundert Scherenbissen, nicht aufgibt. Nicht umsonst hieß er Vigil. Seine Wachsamkeit bemerkte bald, in welcher Unsicherheit sich die Witwe bewegte, seit sie ein Verhältnis mit dem jungen katholischen Schnitzlerlehrer angesponnen hatte und dabei zum ersten Mal im Leben in eine andere Welt als in die heimische zwinglianische blicken durfte.

Paul beichtete ihr, daß er als Knabe nichts sehnlicher begehrt habe, als Priester zu werden, wie sein älterer Bruder, der in Waldkirch als Pfarrer hochgeehrt und vielgeliebt wirkte. Er durchlief das vorbereitende humanistische Knabenseminar in St. Gallen denn auch mit Glanz. Aber da ging ihm einmal aus Versehen ein Schrotschuß in den rechten Daumen, der seitdem verstümmelt blieb. Nach den Buchstaben des Kirchengesetzes konnte er nun nicht mehr Geistlicher werden, weil Daumen und Zeigefinger für die Verrichtungen am Meßaltar überaus wichtig sind. – Ich freilich glaube, weniger der Daumen als das Herz, das wilde, unbändige, weltwindfrohe Herz meines Vaters war das entscheidende Hindernis zum Priestertum. Der Katholizismus gefiel ihm wohl über alles, aber vorerst ästhetisch, in seiner ungeheuren Auswirkung auf die Kunst. Im Grunde war meine Mutter viel eher protestantisch als mein Vater katholisch gewesen. Paul war Musiker, Maler, Bildhauer und Dichter in einem, ein hundertprozentiges Künstlerblut, aber alles in unvergorener, unreifer, nie abgeklärter Art. Er lebte weder, noch schuf er etwas vollkommen Katholisches. Aber dafür schwärmen und predigen konnte er ausgezeichnet und dies um so besser, als unter seiner Kunstbegeisterung doch noch eine solidere Basis lagerte, die tiefgläubige Erziehung des Elternhauses und eine gewisse Kindlichkeit seiner Natur, die beide ihn mit ursprünglicher Heimwehkraft am Glauben seiner Jugend festhielten, ob

er auch noch so oft seine Gebote vergaß und seine Vorschriften übertrat.

Da hörte denn Verena von den geliebten dunkelroten Lippen erstaunliche Erklärungen über die katholischen Zeremonien, deren sie beim Gottesdienst des Paters Vigil gewahr geworden war und die ihr nun auf einmal nicht bloß geheimnisvoll schön, sondern auch verständig und herzbezwingend vorkamen. Die Kapelle im »Bären« war begreiflich sehr dürrig und mußte mit der ärmlichsten Aushilfe zurechtkommen. Das rührte Verenas gutes Herz. Sie führte eine sehr geschickte Hand und stickte nun Altartücher, brodierte Meßgewänder, rüstete Blumen für das Meßopfer und wurde so rasch mit dem Geistlichen befreundet.

Indem nun auf der einen Seite ihr Geliebter sie mit dem Prunk und Prangen seiner Schwärmerei ein bißchen in die katholische Theologie lockte, sozusagen mit Orgelgewalt, – wirkte der Priester mehr mit der schlichten Unterrichtsbank. Nicht als ob er Frau Verena gleich zur Belehrung und Bekehrung darauf festgenagelt hätte. Im Gegenteil, er schwieg zuerst lange, beobachtete taktvoll, und erst in der doppelten Wirrnis, ob sie Paul heiraten und ob sie dazu noch katholisch werden sollte, suchte er der vertraulich Fragenden gegenüber einen ehrlichen Standpunkt zu gewinnen.

Heirat und Übertritt scheinen mehr und mehr zusammenzuhängen und aus der einen, wenn sie wirklich Pflicht geworden, auch die zweite Pflicht zu folgen. Im reformierten Bekenntnis hatte Verena bisher so ruhig wie ein Baum in seiner Scholle gesteckt. Nie hatte sie Zweifel verspürt, nie Unedles bei ihrer Kirche bemerkt, und sie hielt zum Beispiel protestantische Gebete noch in Ehren, als sie längst überzeugte Katholikin geworden war. Nicht eine Ungenüge der Heimat, sondern die berückende, herzerobernde Fülle der Fremde, wozu noch die Pfortnerin Liebe das Tor auftrat, vermochte sie, auszuwandern und das Heim dort aufzuschlagen. Ohne Not sollen andere nur zu Hause bleiben, sagte sie oft. Ich bin eine Ausnahme.

Wenn sie nun spät am Samstag den hageren Pater recht verstaubt und verschwitzt über den Berg kommen und nach kurzem Imbiß ins Beichtgestühl sitzen oder mit heiserer Stimme einigen Kindern Unterricht geben oder unter der hintersten Kastanie das Brevier mit heiteren, wenn auch schlechtrasierten Lippen beten sah, so dünkte sie diese Wahrnehmung ungewöhnlich groß und schön. Solch ein Mann mußte doch in einem gesicherten tiefen Frieden hausen. Und wenn er gar mit seinen kindlichen grauen Augen für ihre Stickerei dankte, die Geschenke segnete und sie unter einem ehrfurchtsvollen Schweigen am Altar sogleich in fromme Bereitschaft stellte, tat ihr das so wohl, als geschähe das alles an ihr selbst, nicht an ihren Gaben. Wenn Vigilius ihr dann die schönen Monogramme deutete, vom Heiligen des Tages die Mirabilia erzählte, die ehrwürdigen Handlungen der Messe Schritt für Schritt erläuterte, und wenn nun Paul gar noch schwärmerisch ernst einen Choral dazu vom Harmonium spielte und das Latein des Priesters mit dem erhabenen Latein der antiken Romgemeinde beantwortete; wenn Verena endlich das



kniende Häufchen der Katholiken in den paar Bänken betrachtete, alle still betend, am Altar Auge und Seele letzend, vornehme, in allen Seiden rauschende fremde Herrschaften, jedoch die Hälfte arme, schlicht gekleidete hiesige Leute, eher geduldete als gewürdigte Beisässen des stolzen Dorfes, aber hier sich überlegen und erlesen fühlend wegen ihres uralten, über die Berge geretteten Bekenntnisses, mochten sie auch schon in der nächsten Stunde wieder ihrer protestantischen Herrschaft die Schuhe wichen und den Kaffee servieren: wenn Verena das alles sah und erwog, dann wühlte es in der ehrlichen Witwe eine bisher ungekannte Sehnsucht nach geistlicher Betätigung auf. Der Drang nach persönlichen Arbeiten, Leiden und Offenbarungen im Religiösen, das sie bisher mehr als etwas Allgemeines, sozusagen Passives empfunden hatte, ergriff jetzt ihre ganze Person.

\* \* \*

Klug und gütig leitete der Seelsorger Verenas, P. Vigil Perathoner, die kummervolle Mutter Heinrichs durch diese ersten dunklen Ehejahre, indem er sie zum Ziel ihres Strebens, zur Aufnahme in die katholische Kirche führte. Am 19. Juli 1869 schrieb er seinem Abt: »Jene protestantische, aber katholisch gesinnte Frau, von der ich schon lange einmal geschrieben, daß sie einen leichtfertigen katholischen Mann habe (den Bruder des verstorbenen Waldkircher Pfarrers Federer), ist nun fest entschlossen, katholisch zu werden, wie sie mir am 10. Juni erklärt, und will bei mir beichten und Glaubensbekenntnis ablegen, was sie jetzt schon zwei bis drei Jahre fest im Sinne hatte. Da jetzt die Familie in Sachseln wohnt, wo ihr Mann Zeichnungslehrer ist, und die Frau, wie sie von Brienz aus sich bei mir Rats erholte in Anliegen, auch jetzt bei mir in dieser Hinsicht bleiben will, so mußte ich's dem H. Kommissari anzeigen, der ist aber ganz froh, mir sie zu übergeben. Nun muß sie eben einige Male den etwa noch mangelnden Unterricht genießen, bevor die Sache vollendet werden kann.«

Einen Monat später, am Feste Mariae Himmelfahrt, nahm P. Vigil Frau Verena in der Konviktskapelle des Kollegiums in Sarnen in die katholische Kirche auf. Ein Jahr später wechselte er auf Wunsch seiner Oberen die Tätigkeit am Sarnerkollegi mit einem Seelsorgerposten auf der südtirolischen Klosterpfarre Unserer Lieben Frau im Walde (Senale) und wurde später Pfarrer in Gries, wo er 1904 starb. So stand gleichsam schon an der Wiege Heinrich Federers einer jener »Kollegiherren«, die in den Studienjahren des künftigen Dichters eine so bedeutsame Rolle spielten. Der um das seelische Wohl von Frau Verena treu besorgte Mönch aus Sarnen ist es wohl auch gewesen, der dem in Brienz unmöglich gewordenen »Künstler« Paul Federer und dessen Familie den Weg nach Obwalden anbahnte. Aber leider blieb

Heinrichs Vater auch in Sachseln der »lüderliche Trinker und Schuldenmacher«, der sich nicht um Familie und ernste Arbeit kümmerte und nach zwei Jahrzehnten im Elend verkam.

Die fleißigen Mutterhände und die edler Wohltäter hielten die eigentliche Not zwar von der Familie fern, aber Heinrich bekam es oft zu spüren, daß er armer Leute Kind war. Dazu kam seit dem dritten Lebensjahr die stete Bedrängnis durch das mörderische Asthma, von dem Federer später sagt, es habe ihn »für ein Drittel der Jugend ins Bett geworfen, unzählige Male bis hart ans Ersticken gewürgt und ihm alles untersagt, was frisch, keck und lustig war«.

Und doch preist der Dichter in vielem jene Kinderjahre als eine glückliche Zeit. Er weiß, daß er dem Volk und Land zwischen Brünig und Lopper vieles zu danken hat. Was Sachseln, der Ranft<sup>3</sup>), Obwalden, die katholische Ur-schweiz, deren bester Kunder er werden sollte, ihm geworden sind, davon zeugt seine ganze Dichtung. In der Knabenseele, die früh erwacht und reift, keimt die Liebe zu all dem, was ihm das Bruderklausenland zur Heimat werden ließ. In jenen Jahren blitzte der Schalk in seinen Augen auf, wenn er die köstlichen Originale obwaldnerischer Erde kennen lernte, sei es in der Webstube des Mätteliseppi oder droben auf dem Landenberg, oder wenn er in den Bannkreis von Schnupftabak und Weihrauch der heimeligen Pfarrstuben kam. »Selig der Mann, der im Dorf aufgewachsen.« Federers Bücher über seine Jugend lassen uns dieses Wort in voller Wahrheit aufleuchten. »Und so saß ich denn mit Kleinern am Ufer oder auf einem Hügel oder in einer Hauslaube und fing an zu erzählen, was mir durch den Kopf fuhr, und vorweg zu erfinden. Aber die Kameraden spitzten die Ohren, packten heiß meine Hände, rückten eng zusammen, und das berauschte mich, und ich wußte noch mehr, was der alte See denkt, was die Gipfel oben nachts einander zu-rufen, was um Mitternacht in unserer schwarzwaldigen Sachsler Säulenkirche geschieht, wo unter Steinplatten die Kilchherren schlafen, den Kelch in den Händen und die violette Stola auf der Brust. Ich wußte alles. Es floß wie Wasser von der Lippe. Es war der reinste Schwindel. Aber meine Hörer, die Kunden solcher Schriftstellerei, glaubten es fest und ich selbst noch fester. Alles um uns fing an zu reden. Die Schule, wie wenig weiß ich von diesen sieben Jahren meines schönsten Lebens. Vielmehr als von der Schule behielt ich von den Schulpausen und viel mehr als vom Schulbuch von den Geschichtsbüchern, die ich unter der Banklade barg.« (Aus: Lieber leben als schreiben!)

\* \* \*

Welch anderes Buch seiner eigenen Feder konnte des Dichters liebstes Werk werden als eben »Mätteliseppi«, das den ganzen Zauber seiner Bubenzzeit einfängt. Und hier erzählt er auch von den seligen Stunden, die ihm be-schieden waren, als er mit seinem Vater das Theater im Sarner Kollegium besuchen durfte.<sup>4</sup>)





Das »alte Kollegi«

»Man näherte sich dem Gymnasium, einem hohen, langen Bau mitten in Gärten und Wiesen. Etwas Trautes und Gastliches, aber auch Ehrwürdiges und Weises äugte frisch aus den vielen schmalen Fenstern hervor. Allerlei bunt geübte Musik drang aus dem Innern, während vom Spielplatz her helles Knabengelächter und junge harsche Männerbässe erschollen. Alois war schon zweimal und immer wie im Traum dagewesen. Je näher er ans Portal trat, umso schöner dünkte ihn diese Welt. Denn das war eine ganz andere als die im Dorf. Hier sah er kein Dunkel, keine Winkel, kein Geenge mehr. Breit war das Tal, offen der See, weit zurück stand das Gebirge und unermeßlich schien das Dach des Himmels. Ja, das ist die große Welt, wahrhaftiger als jene Stadt, eine Stadt der Städte, eine Zusammenkunft der Menschheit in gleichem Dürsten, Ringen, Lieben und Sichkrönen. Da spricht man die alten Sprachen, als spazierte man mit Cicero oder Plato Arm in Arm, da mißt man Sterne, liest Philosophen, rechnet das Schwierigste und Verwickelteste mit Ziffer, Buchstabe und Winkel aus. Da führt man die heiligsten Werke der

Musik und Poesie auf, da wird psalmodiert und gebetet so feurig und mit urheimatlicher Inbrunst wie in alten Domen, in versteckten Katakomben oder in Benedikts einsamen Klöstern. Und da wird nicht bloß übers Leben hinaus, sondern auch mit kühnem Appetit ins Leben hineingeguckt, Pflanze und Stein und Tier studiert und im historischen Schutt gegraben und Staat und Bürgertum untersucht und Handel und Gewerbe geprüft und an Maschinen und chemischen Stoffen herumgehext und die wunderbare Gleichung der Natur aufgelöst mit allen neunundneunzig Unbekannten bis zu jener letzten, ewigen, hundertsten Unbekannten, die nur ein Gott enträtselt. Und da wird, seht doch nur, gesungen und gespielt, geplagt und geliebt, ehrgeizig gekämpft, gesprungen, erlistet und überlistet, ausgelacht und gescholten und gerühmt und die Faulheit und die Feigheit schier zu Tode geneckt. Oh, ein Götterleben!

Gelassen sah man im Wirrwarr der vielsprachigen, jungen, feiernden Herrlein Mönche im trauten Habit des Erzvaters Benediktus hin- und herwandeln und auf unsichtbare Weise Ordnung halten. Sie lärmten und turnten und hopsten nicht mit, schlugen nicht Ball und schoben nicht Kegel, und doch lebte das ganze vielspännige Spiel dieser Jugend in ihren frischgebliebenen Augen ein zweites Leben. Sie lachten den Jungen herzlich ins Gesicht, als wären sie ihresgleichen, aber blickten sogleich wieder über die hundert sorglosen Knabenhäupter mit der Sorge und Reife ihres Verstandes hinaus, indem sie heimlich wägen und maßen, wohin der Spaß dieses, die zornige Faust jenes und die verschmutzte Kühle eines dritten und hundertsten Studentleins wohl endlich führen werde. Und sie lächelten froh beim Plane, hier und dort nächstens ein wenig gegen das junge Ruder zu steuern und das Segel ein bißchen zu wenden. Aber die launischen Ruderer sollen glauben, sie täten das alles selbst.

Diese Mönche konnte man gar nicht beim Alter fassen, Jugend und Alter schmolz bei ihnen köstlich zusammen in Eins, das fast zeitlos anmutete. So wie sie über die wilde Bubenwelt still und gebieterisch herausragten und wie es, je näher ihrem Schatten, desto friedlicher zuzuging, mochte man sie für Väter oder Mütter der vielköpfigen Familie halten, und man irrte nicht. Sie waren beides. Wirklich war in ihrem priesterlichen Wesen die ungeteilte, elterliche Seele aufs wärmste beisammen.

An einem Fenster fast unter dem Dach stellte ein hagerer Professor mit tiefen, schwarzen Äuglein irgendein Meßinstrument aufs Gesimse und notierte etwas davon ab. An einem andern offenen Fenster sah man zwei Studenten mit dem Fiedelbogen hin- und herstreichen, während ein junger, kraushaariger Mönch in vollen roten Backen den strammen Takt dazu schlug. Ganz nahe aber auf der großen Portaltreppe stand der greise, doch rüstige Rektor mit kurzem weißem Haar, klugen, grauen Augen, einer majestätischen Nase und einer wahrhaft schweizerischen Reckhaftigkeit in Gestalt und Gehaben und begrüßte eine Schar Gäste, unter denen die kecke Stimme



des Kommissars Ignazius, die rasselnde des Pfarrers Antonius Molin, die im so wunderbar überschlagende des Regierungsrates Herri und andere wichtige Pfeifen des Ländchens und seines politischen Orgelspiels vernommen wurden. Doch der mächtig auf- und niederschwellige Tenor des Rektors beherrschte das Konzert wahrhaft königlich. Sowie nun Paul nahtet, grüßte ihn der gewaltige Mönch freundlich und wechselte einige wohlwollende Worte mit ihm. Die Herren links und rechts und einige Damen blieben achtungsvoll stillstehen, und in der Glorie einer so erlesenen und regierenden Gesellschaft stieg dem Alois ein seliger Schwindel in den Kopf. Er erschauerte, als irgendeine Stimme bestätigte: »Ja, Herr Rektor, das ist der Aloisli Spichtiger, der gar zu gern studieren möchte.«

»Pater Nikolaus, wollt Ihr dem Jungen schnell eine Kutte holen? Er kann gleich bei uns bleiben,« scherzte die hohe Stimme des Rektors.

Jemand stieß Alois in die Hüfte, irgendwer kicherte, ein Witz des Kommissari flog durch die stille Winterluft und von ein paar niedrigen Fenstern spotteten blühende Jünglingslippen überlegen auf den erschrockenen Buben nieder. Aber Alois erschrak nur, weil er aus einem Nebel von Gebilden den großen heiligen Erzvater Benedikt mit wallendem Bart und uralten Römeraugen auf sich zukommen sah. Jetzt machte er ihm das Kreuzzeichen auf die Stirne und zog ihn gewaltig mit sich. Und es rauschten die Wälder der Sabinerberge und der Anio brauste aus der Schlucht und da, hoch am Fels, aus unzähligen Zellen leuchteten Lämplein und klangen Hymnen und wehten und windeten mächtige Buchblätter von einer Seite zur andern. Federn kritzelten, Pinsel malten und eine Orgel summt in der Mitternacht. Mit Inful und Stab schritt der Abt durch den Weihrauch, die Marmorbogen und die ernste, ewige Einsamkeit dieser Welt. Und hinter ihm sah man nichts mehr als etwas Graues, Totes fernfern: den Trödel und Markt der Welt.«  
(Aus »Mätteliseppi«)

#### *Studentenbühne*

Es ging der Fastnacht entgegen. Diese Zeit der geschwungenen Nidel und des Stubentanzes, der Dorftheater und der maskierten Straßentollheiten begann eigentlich schon mit Dreikönigen, aber erst noch leise, mit freundlichen Andeutungen und der Verheißung von Größerem. Schrittweise nahm der Jubel dann zu, bis der Tumult des Blutes einige Tage vor dem Aschermittwoch, wo dann die bußgrauen, vierzigstägigen Fasten beginnen, seine festlich wilde Höhe erreicht. Der Schmutzige Donnerstag, der Fastnachtsonntag, der fette Montag und Dienstag, das waren die Daten, wo dem Kantönlein vor Weltlust die Augen überliefen und die Jugend schulfrei war. An diesen Tagen wurde von den Studenten im Kollegi jeweils eine Oper oder ein Theaterstück aufgeführt.

Diese Studentenbühne wirkt wundersam bis heute in mir nach. Es war das erstemal, daß ich jener großen Poesie begegnete, die nur ein paar Bretter und Tapeten will, um in drei Stunden etwas so Gewaltiges abzuwickeln, daß die Wirklichkeit dafür Jahr und Tag brauchte und doch nicht wirklicher sein konnte als dieses Spiel. Es schien die Verkleinerung eines Menschenschicksals auf drei, vier Meter im Geviert und drei, vier Stunden Lebensdauer und war im Grunde doch seine Vergrößerung ins Ungeheure durch die einzigartige Kraft der dramatischen Poesie. So hatte Wallensteins Tod, so Ottokars Glück und Ende, so Méhuls Joseph und seine Brüder, so Julius Caesar für mich etwas Überwältigendes. Es gab also einen Schein von Leben, der stärker war als das Leben selber.

Ich kannte die Spieler des Kollegiums natürlich sehr gut in all ihrer Alltäglichkeit. Aber im Stück sah ich nichts mehr von ihnen, ich sah nur noch Römer, und ich saß nicht mehr in einem Saal im Voralpenland Obwalden, sondern ich ging in Rom herum und hatte Mühe, nach dem Niederfallen des Vorhanges mich in dieses Obwalden zurückzufinden. Solche naive Einstellung ins Theater ist mir geblieben, und genau wie ich als Studentlein bei den Klängen einer Ouvertüre herzklopfend auf das Lüften des Papiervorhanges harrete, so warte ich noch heute vor dem Vorhang eines Stadttheaters mit kindlichem Hunger, bis er aufrauscht und ich in der Verzauberung einer andern Welt untertauche. (»Aus jungen Tagen«).

\* \* \*

Manches Jahr nachdem Federer im »Mätteliseppi« Dichtung und Wahrheit seiner grünen Jahre wieder lebendig werden ließ, trieb es ihn, in seinem reifsten Werk »Am Fenster« nochmals den Glanz, aber auch den Kummer seiner Sachslerjahre in verklärter Erinnerung zu schauen. In reicher Fülle reiht sich Bild an Bild: die bittersüßen Stunden im häuslichen Kreis, Pfarrherr und Schulmeister, Ranft und Landenberg und immer wieder die frohen Gefährten seiner jungen Jahre im Dorf am See. Zu den bestgelungenen Kapiteln dieses wertvollen Buches gehört sein »schwieriger Gang«, in welchem er von der Stunde berichtet, die wohl für sein Leben als schicksalhaft bezeichnet werden darf.

#### *Ein schwieriger Gang*

Durch mein Asthma, die strenge Mutter und das viele einsame Phantasieren war ich mehr und mehr das geworden, was ich noch heute bin, ein Winkelhocker und Schollenkleber. Mir grauste vor jeder kleinen Lebensänderung. Priester, gewiß, das wollte ich werden, aber womöglich ohne einen Sprung über die Straße zu tun, womöglich im warmgehockten Stuhl, am alten verkerbten Tisch. Nur nicht fort müssen! Daheimbleiben!



Jeden Morgen hörte ich in aller Herrgottsfrühe aus meinen warmen Bettkissen heraus drei, vier Sachslerbuben, die mit Bücherranzen und Studentenkäppi ins Kollegium nach Sarnen zogen, einander zum Abmarsch pfeifen. Das tönte so erfrischend, so tapfer, so lockend durch die Frühe. Und das wenigstens mußte auch ich einmal, wenn ich doch studieren wollte, um sechs Uhr nach dem Gymnasium am Ende des Sees meine lateinische Grammatik tragen, um erst wieder gegen fünf Uhr abends mit vielen Aufgaben belastet heimzukehren.

Ich schauderte vor diesem Schritt und dachte ihn mir so weit weg als möglich. Aber an einem sommerlich warmen und staubigen Apriltag reichte mir die Mutter den Sonntagsstaat, nahm mich fest am Ellbogen und marschierte mir tapfer voraus, am Seeufer hinunter, über das Galgenbächli und den Melchaafluß, eine gute halbe Stunde weit. Dann ging es am Gartengitter des Studentenkonvikts vorbei, wo am Eingang die Religion und Wissenschaft unseligen väterlichen Andenkens standen. Neugierig guckte ich sie an, aber meine Mutter wandte das Gesicht ab und eilte rascher zum ältern Hause, einem hohen, halb herrschaftlichen, halb klösterlichen Gebäude, Kollegium genannt, wo Rektor Augustin mit seinen zehn Professoren hauste. »Mutter«, bat ich mit Herzklopfen vor dem Portal, »gehen wir zurück! Ich bring's nicht über mich.« – Denn da standen um den Brunnen und spazierten in der Straße, als gehörte alles Land und Wasser ihnen, schlanke Burschen, alles vornehme Jünglinge, wie mir schien, redeten Hochdeutsch und fremdartige Dialekte, auch Italienisch und Französisch, und lachten mit großen Zähnen und mächtig geschütteltem Haar. Sie sahen mich gar nicht oder so, als wäre ich ein absolutes Nichts. Einige netzten mit der Zunge schon einen dunklen Flaum. Etwas Undörfliches, Unheimatliches, Weltsicheres bedrängte mich an ihnen.

»Gehen wir um Gottes willen zurück«, beschwor ich, und der Atem wollte mir stocken. »Ich will daheimbleiben, Mutter, Zeichnen lernen. Der Vater hat immer gesagt, ich hätt' die Hand dazu. Hörst du, Mutter!«

Die vielen Scheiben glänzten so kalt vom Gebäude herunter, es roch so eigen aus dem Portal hervor, ein paar Studenten blinzelten mich jetzt so kritisch an, und einer von meiner Größe trat in roten Pantoffeln und mit dem elastischen Gang eines jungen Tigers auf mich zu und kräuselte so spöttisch seine Lippen und rollte so prachtvolle goldbraune Augen und warf mir so schnippisch den Satz zu: »Soll das ein Mönchlein geben?«, daß mir geradezu schwindlig wurde. In diesem Hasenmoment verleugnete ich die ganze Begeisterung der Kindheit, alle Wünsche meines Innern. So ein Feigling war ich. Noch oft im spätern Leben bin ich wegen eines ersten unlieben Eindrucks von einer großen Sache weggeflohen.

Aber damals besaß ich noch meine Mutter. Und die wunderbare Frau sagte zum Spötter nur: »Das wäre mein größter Stolz, junges Herrchen.« Da ward der Junge bleich, verneigte sich ritterlich und sagte: »Hier, zwei Stiegen hinauf, wenn Sie zum Rektor wollen!« Dieses stolze Bürschchen hieß Egid



Das 1868 erbaute Konvikts-Gebäude

Salez und nannte mich, als wir Kameraden geworden, immer noch Mönchlein, wenn er gut, erschreckter Küngel, wenn er, wie so oft, bitter gelaunt war.

Mit unwiderstehlichem Schwung riß mich die Mutter die steile Treppe empor. Sicher pochte auch ihr Herz, mit hohen, gelehrten Herren zu reden und ein möglichst billiges Unterkommen für mich zu erstreiten. Aber man sah es ihr nicht an. Und als sie oben an der Gangtüre die Klingel zog, diese Schelle, die so namenlos fremd von innen tönte, und als ich mich verzweifelt losmachen wollte, da gab sie mir wirklich die Hand frei, aber sah mich mit einem so schwarzen Auge an und flüsterte so ernst: »Willst du denn durchaus in der Stube versimpeln?«, daß ich wieder nach ihrem Arm griff und mich nun willenlos in alles ergab, was da kommen würde.

Wir wurden über eine Stiege und dann durch einen Gang voll alter Wandbilder geführt. Äbte vergangener Zeiten, mit Inful und Stab oder einem großen Wappen oder Buch oder Kreuz, blickten da aus verdunkelter Leinwand herab. Über den vielen Türen standen die Namen der Inwohner:



P. Johannes, las ich, P. Dominikus, P. Vinzenz . . . Das P hieß Pater. Es waren Benediktinermönche von Muri-Gries. Ein Lüftchen, ähnlich dem unserer Pfarrhöfe wehte, aber vornehmer, und vom Garten herauf roch es von Frühlingsblust.

An der letzten Türe links klopfte meine Mutter sehr fest. Ein machtvolles Herein erschütterte mich.

»Gelobt sei Jesus Christus!« grüßte Verena ehrerbietig vor dem aufstehenden großen, schwarzen Mönch.

»In Ewigkeit, Amen«, erwiderte der Rektor. »Frau Verena? Ihr Sohn?« Der Kenner hatte sofort erraten, um was es gehe. Seine Stimme schnitt scharf durchs Zimmer. Er runzelte die Stirne. Dieser feierliche Sechziger war sicher schlechter Laune.

»Gib dem hochwürdigen Herrn Rektor die Hand!« gebot Verena. Ich tat so. Aber mir schien, der Gegendruck geschehe furchtbar interesselos. »Was ist's mit dem Knaben?« fragte der Herrscherhafte ziemlich schroff. »Etwas studieren? Er kränkelt doch immer.«

Ach, meine Mutter mußte zuerst Atem schöpfen. Sie sah so müde aus von der langen heißen Straße, von meinem Widerstand und am meisten von der Last, die sie bis hierher getragen und nun möglichst sachte und heil vom Herzen laden sollte. Wie gerne wäre sie niedergesessen! Gerade neben ihr stand ein gepolsterter Sessel. Einer Ratsherrenfrau oder der Mutter meines reichen Elvezio hätte der hohe Mann wohl einen Stuhl geboten. Meine kleine, gebrechliche Mutter ließ er stehen. Das schnitt mir ins Herz.

Aber der Rektor, der als junger Mönch sozusagen über Nacht aus seiner herrlichen Mutterabtei drunten im Reußtal war verjagt worden, der nur das Brevier und die Geige errafft und gelassen durch den Wintersturm ein barmherziges Dach gesucht hatte, dieser großartige Mönch, der unter hundert Widrigkeiten schließlich an unserem stillen See ein Gymnasium in Blüte gebracht und dazu vor kurzem ein Internat erbaut hatte, dieser hindernisverlachende Mann, der vielleicht Verena erproben wollte, oh, er hatte sich gehörig verrechnet, wenn er meine Mutter gering nahm. Sie war noch stärker als er, auch ohne Stuhl.

»Ja, Herr Rektor«, gestand sie, »er ist kränklich. Aber der Doktor sagt, gerade darum müsse der Bub studieren. Für ein Handwerk habe er zu kurzen Schnauf.«

»Auch zum Studieren, gute Frau, braucht es gesunde Menschen«, widersprach Rektor Augustin. »Immer noch besser ein gesunder Esel als ein krankes Pferd werden.«

»Der Doktor Stockmann kennt sich da gut aus«, beharrte meine Mutter. »Er meint, der Bub werde das Übel nach und nach auswachsen. Und Heinrich hat große Lust zum Studieren. Den ganzen Tag steckt er mir die Nase in die Bücher.«

»Das heißt noch nicht studieren, Frau Verena. Studieren ist hart, ist bitter,

[illegible]

Unsere Convictsapelle.

Welcher Gesangstisch wohl? gesammelter willer Gesangstisch be-  
wusstigt sich in der Kirche, was wir in einer Kirche betonen!  
Die musikalischen Töne, die musikalischen Töne die sind  
malen = Harmonien, psalmischen Psalmen etc. Alles das ist  
ganz und ganz gesammelt in der Gesangstisch Harmonie  
Der Chor besteht aus 16 Personen Gesangstisch Harmonie, weil  
für den Herrn der Himmel ist ein Gesangstisch Harmonie.  
Obwohl sich in der Conventcapelle in der Kirche  
ganz und ganz gesammelt in der Kirche, zu nicht mehr  
in allen Tönen der Gebirge ist, so ist die Harmonie  
Der Lauten der Kirche ist ein gesammelter Gesangstisch  
gesammelter Gesangstisch in der Kirche Harmonie.

Aus einem Aufsatz des Schülers Heinrich Federer



ist unbarmherzig. Da braucht es einen famosen Kopf und Nerven wie Seile.«

»Hochwürden, er will durchaus geistlich werden.«

Nach diesem großen Wort hielt meine Mutter inne. Sie meinte, das müsse alle Türen und Herzen aufbrechen.

Mich aber durchfuhr es bei diesem Wort zum erstenmal wie mit einem Messer. Mir war, ich hätte bisher mit diesem Wort in meiner dörflichen, schläfrigsüßen Versunkenheit nur gespielt wie mit einem goldenen Apfel, den man nur anzurühren braucht, damit er einem in die Hand falle. Es war Traum, Dichtung, Märchen gewesen. Ich hatte nur an Glocken, Altäre, Jubelmessen, Predigtgewalt gedacht, an das Errungene, nicht an das Erringen. Jetzt aber stand es da als prosaische Wirklichkeit, mit einem schweren, nüchternen, furchtbar demütigen Anfang, mit zehn Jahren mühseliger Schulbank, mit vieltausendmaligen Straßenwanderungen in Frost und Glut, mit Nöten an Geld, mit Bitten um Hilfe, mit Fernbleiben von daheim, mit fremdem knappen Brot und strengem Kopfzerbrechen. Da ging ein Schauer über mich. Es war, als erwache ich zum erstenmal aus einer vieljährigen Phantasie und sehe hart in die Sache. Ob ich das alles meistere, diese Berge und Seen von Schwierigkeiten? Jetzt entschied es sich für Zeit und Ewigkeit. Soll ich, soll ich nicht? Nachher kann ich's nicht mehr ändern, dann rollt es schlimm oder brav zum Ziele. Mein Gott, mein Gott, wie kommt es nur, daß ich auf einmal so unsicher dastehe, daß ich in so viel Zeit mir nicht alles reiflich überlegt habe. Der Schweiß brach mir aus dem Haar. »Halt«, wollte ich rufen, »Mutter halt, warten wir noch ein Jahr. Ich muß erst heillos nachdenken.«

Aber meine Mutter verstand mich besser als ich selber. Sie kannte kein Zögern. Als die große Pause nutzlos verstrich, fuhr sie eifriger fort:

»Von nichts anderem redet der Knabe als vom Geistlichwerden. Er ministriert schon vier Jahre lang. Daheim hat er Altärchen und Meßgewand. Er kann das Gloria und Credo und die Vesper auswendig. Der Pfarrer ist mit ihm zufrieden.«

Ich strich mich fast hinter die Mutter bei diesem Lob und hörte es dennoch gerne. Jedes Wort war wahr und träufelte Öl auf mein erlöschendes geistliches Lämpchen.

Müde blinzelte der grauhaarige Rektor mit den hellgrauen Augen mich an. Ach, wie oft hat er dieses Lied der Eltern gehört. Und wie vielmal war es verliebter Schwindel oder Täuschung. Solches gehörte zu den sauersten Erfahrungen seines Lebens.

»Das ist bald gesagt«, erklärte er ungerührt. »Aber hat er die erste Scheu und Neugier bei uns abgestreift, dann sitzt der Bursche gewöhnlich wie die nackte Mittelmäßigkeit da auf unsern Bänken, langweilig für uns, langweilig für ihn und ganz langweilig für unsern Herrgott. Und mittelmäßig ist nicht genug, wenn einer arm ist. Der Reiche legt Geld dazu, und dem Vornehmen hilft sein Vetter. Aber der Arme hat das nicht. Er muß also mehr als mittelmäßig, er muß ein starkes Talent sein.«

»Alle sagen, mein Sohn habe das«, erkühnte sich meine Mutter zu erwidern. Mir aber fingen die Schläfen an zu brennen. Ich hatte nie etwas von besonderen Gaben bemerkt, im Gegenteil, unter allen gewöhnlichen Talenten besaß ich jedenfalls ein ungewöhnlich schlechtes Gedächtnis und einen außerordentlich unpraktischen Blick. Mutters Worte machten mir entsetzlich unbehaglich. Ich zürnte ihrer Leichtgläubigkeit und zürnte doch auch der Schwergläubigkeit des Rektors.

»Nicht von mir, was das Talent anbelangt«, fügte Verena sogleich demütig hinzu und wurde dunkel bis zum Haarscheitel hinauf. »Von meinem Manne, von Paul. . .«

Das hätte sie vielleicht besser ungesagt gelassen, denn sofort zog Augustinus die Brauen hoch in die Stirne. Die unvollendeten Statuen, der unordentliche Zeichenunterricht, die Faulheit, oh, das wäre ein böses Erbe.

»So ein Genie-Lump«, brach er zornig aus. »Da würde Ihr Bub besser sterben. . .«

Entsetzt fuhr ich auf. »Wie, sterben? ich?« Auf einmal, Gott weiß woher, fühlte ich eine maßlose Widerstandskraft in mir gegen alle Ungläubigen, Feinde, Schwierigkeiten, gegen alle Rektoren der Welt. Sterben? Ich danke schön. Nein, nein, leben will ich wie der frische stolze Student da unten, leben, lachen und etwas leisten. Man soll mich nicht unterkriegen. Schulbänke, Grammatiken, fremde Menschen, Heimweh, gut, gut, ich bin bereit, ich will schwitzen, dulden, schaffen, bis ich's unter mir habe. Ich will, ich will. . . Niemand soll sagen, es wäre besser, daß ich gestorben wäre, auch dieser mächtige Mann da nicht.

»Lieber ein junger Engel als ein alter Nichtsnutz!« fuhr der Mönch fort.

»Oh«, rief Verena schmerzlich und strich mir zart über den Haarwirbel, als wollte sie mich vor solcher Härte schirmen. »Oh, nicht so, Herr Rektor, nicht so vor dem. . .«, sie deutete behutsam auf mich.

»Keine Angst, Mutter«, wollte ich schreien. »Mir macht das nichts. Laß ihn nur reden!«

Nein, er hatte sich zu sehr gehen lassen, das fühlte auch der Gestrenge sogleich. Aber warum plagt man ihn immer und immer mit Mittelmäßigkeit? Weiß man nicht, wie müde das macht? Er versuchte zu lächeln, trat an mich heran, hob mir das Kinn etwas rauh empor, und zwischen unsern vier Augen wickelte sich ein rasches heftiges Examen ab. Zuerst widerstand ich trotzig, dann kamen mir die Tränen. Da gab er mir einen gütigen Klaps auf die Backe und ließ mich los.

»Nichts für ungut, liebe Frau«, lenkte er ein, »ich will den Pauli nicht verdammen. Gott geb ihm den rechten Stupf zur Umkehr. Gottlob, Euer Bub gleicht ihm gar nicht. Der Vater ist doch kohlschwarz, und du bist ein heller Schopf. Die Nase einwenig, ja, die will so einen Haken biegen. Gib acht auf deine Nase, Bürschchen, bieg lieber das Knie recht tief!«

»Merke dir gut, was der hochwürdige Herr Rektor sagt!« mahnte Verena.





Heinrich Federer  
nach einer Zeichnung von Paul Federer (28. 12. 1878)

»Wir können es ja versuchen, erstlich ein Jahr, wie's zu allem Asthma etwa geht«, wandte er sich mit Gebermiene zur Mutter. »Dann sehen wir weiter, nicht?«

»Ich danke vielmals, Herr Rektor. Vergelts' Gott!«

Vergelt's Gott? Der Rektor stutzte. Was meint die Frau? Und er hebt an: »Gut, aber wie ist es dann mit dem Zahlen?« Das Studieren kostet. Da könnte mir jeder kommen und sagen: 'Ich will studieren'.«

Erschreckt sah Verena zum Rektor auf. Sie hatte schon alles im Blei geglaubt. Augustinus wußte doch, daß sie keinen Rappen für einen Studenten flüssig machen konnte. Wie durfte er sie so plagen! Jetzt war es Zeit, sie griff zur schärfsten Waffe.

»Sie haben uns doch«, begann sie ehrerbietig und zaudernd, aber Silbe für Silbe klar, »Sie haben mir doch damals versprochen... wenn es einmal not

tue, mir gütigst beizuspringen... damals... mit Pater Vigilius... wissen Hochwürden, damals...«

Wie seltsam dieses Damals in mein Ohr klang. Ich verstand es nicht. Aber es mußte ein schweres Wort sein. Vom einen zum andern Mal tönte es drohender.

Dieses Damals ging siebzehn Jahre zurück in jene junge Witwenzeit, wo Verena in Brienz saß und sich vom guten Pater Vigil, einem Mönche dieses Hauses hier, in ihren seelischen Bedrängnissen hatte leiten und voll Zuversicht zum Altare führen lassen. Meine Mutter sah in diesem Augenblick wohl jenen finstergrünen See, die runden Kastanien im Garten des »Bären«, den verstorbenen, wahrhaft apostolischen Lehrer, der ihr so Hohes und Tiefes erklärte, indes sie ein Agnus Dei auf eine Stola stickte und im Herzen schon zu ihm und seiner Kirche gehörte. Und vom Fenster der Dependance, wo die Hauskapelle war, hörte sie ihren schwarzlockigen Bräutigam auf dem Harmonium so seelenvolle Choräle spielen und ein strenges sonores Latein dazu singen. O dunkelsüße Zeit! Damals! – Und auf alle Bedenken wegen der Zukunft... verlassen von der vermöglichen, warmen Verwandtschaft, einem Jüngling überliefert, in fremdem Lande... antwortete der Mönch immer fröhlich: »Oh, unser Rektor Augustin wird Euch und Euren Mann nie im Stiche lassen. Er hat mir das aufgetragen. Er weiß Arbeit genug für Pauls Talent und wird auch für Eure Kinder, wenn Gott Euch damit beglückt, und gar für einen Buben, der studieren möchte, leicht den Weg schaffen.« Damals! – Denn man glaubte Wunder von Pauls Genie und freute sich einer so seltenen frommen Sache, wie diese Konversion den Katholiken erschien.

Und hier in diesem Zimmer stand Verena dann und ging an des Rektors Hand in die Hauskapelle hinüber, nur ein paar Schritte durch den Gang, und legte dort glückselig in seine väterliche Hand das Gelöbniß ab, im Glauben ihres lieben Mannes leben und wirken zu wollen. Und der Rektor im schönsten Chorhemd des Hauses hatte ihr die Hostie gereicht, sie gesegnet als Tochter der gemeinsamen uralten Kirche und ihr noch unter dem Haustor bekräftigt: »Wenn es irgendwo hapert, rechnet auf mich!« Damals! – O welch ein Meer von Salzflut lag zwischen dem damals so geliebten jungen Gemahl und dem noch geliebteren jungen Sohne von heute!

Der regierende stattliche Mönch, der wie ein Turm in der Mitte des Zimmers stand, verstand dieses »Damals« von der bleichen Frauenlippe sogleich. Aber die Anspielung, gerade jetzt und auf diese fast klägerische Art, reizte ihn schwer. Er wurde blaß vor Erregung und rief mit mächtiger Stimme: »Beispringen, helfen, geben, das ist schnell gesagt, meine Werteste. Davon tosen mir die Ohren den ganzen Tag. Der Bub soll kein Schulgeld zahlen, und die Bücher entleihen wir ihm. Ist das nichts? Aber Ihr meint wohl, ich soll ihm sogar einen Gratisplatz im Internat geben. Gute Frau, das geht nicht. Auch wir sind arm. Wir haben Schulden vom Neubau her. Wir brauchen jedes Bett an zahlungsfähige Burschen.«



Meine Mutter schwieg, als sei sie noch lange nicht befriedigt. Ich aber war ganz betroffen. Wie, sollte sie mich wirklich in dieses glänzende Konvikt stecken wollen? zu den reichen Studenten aus aller Welt? So eine Anmaßung! Wegen meinem Asthma. Sollte ich nicht wie die andern Sachsler jeden Abend den halbstündigen Weg heimgehen dürfen? Das wäre mein Tod. So schön der Palast aussieht, ein Käfig ist er doch. Ich war schüchtern und zahm, aber an meine persönliche Freiheit ließ ich schon damals nichts kommen. Beherzt trat ich einen Schritt vor und sagte: »Ich kann ganz gut am Abend heim marschieren mit den andern.« – Auf einmal kam mir alles federleicht vor.

»Das ist gesund«, bestätigte der Rektor. »Das stärkt. Probier' es nur!«

»Aber wo soll er denn zu Mittag essen?« fragte Verena und wurde nun auch ihrerseits blaß. »Ich baue fest auf Ihre Güte, Herr Rektor. Ich höre noch heute, wie Sie damals...«

»Damals, damals«, rief Augustinus und erhitzte sich aufs neue. »Was werft Ihr mir das Wort fortwährend ins Gesicht? Hab' ich's etwa nicht gehalten? Ich bestellte Euern Mann zum Zeichenlehrer, er hielt mich zum Narren. Ich holte ihn zu den Theatern. Gefuscht hat er. Da versucht' ich's mit den zwei Statuen. Angebissen hat er sie wie der Hund einen Knochen, und dann ließ er's liegen. Kosten, Kosten ohne End' und Verdruß dazu, so war's immer mit Paul, und eine Leistung gleich Null. Wo ist er jetzt, der heillose Vagabund?« beschloß er sanfter, über seine Heftigkeit selber unfroh beim Anblick des schuldlosen Weibes, das so bleich dand.

»Ich weiß es nicht«, versetzte meine Mutter leise.

»Wie lange ist er nun gänzlich fortgeblieben?«

»Seit drei Jahren bin ich mit den drei Kindern ganz allein auf meine Hände angewiesen.«

Verena kehrte die Handflächen ganz wenig gegen das Licht, mit einer ungewollten, wahrhaft rührenden Bewegung. Diese bräunlichen, fleischlosen, abgeschabten, kleinen Hände, so schön in ihrer Häßlichkeit, so heilig in ihrer Roheit, oh, sie waren ihr größtes Argument.

Der Rektor, ein Edelmann durch und durch, war längst entschlossen, der untadeligen, tapfern Frau den bestmöglichen Dienst zu tun. Aber die Würde erlaubte nicht ein zu flinkes Ja. Das Blut wogte noch auf und nieder von der vorigen Aufregung. Er mußte noch ein Weilchen über Paul donnern und über die Idee schelten, ein Rektor, ein habloser Benediktinermönch, könne nur immer geben und wieder geben, könne geradezu mit Wohltaten prassen. Nein, das denn doch nicht. Aber was man kann, tut man gerne. »Gut«, vergrollte das Gewitter, »der Junge soll kommen, mittags um zwölf Uhr setze er sich an den Internentisch. 's ist feste, gute Kost. Aber dann schaffe er und verdiene sich soviel Entgegenkommen ab durch Fleiß, Artigkeit, Gehorsam und gute Zeugnisse. Blühen soll dein Gehirn«, wandte er sich an mich und legte die Hand an meine Stirne, »ja, aufblühen wie ein Apfelbaum im Mai. Das Gymnasium ist die Blutzzeit. Das Obst kommt viel später, aber ohne

Blut kommt es nie. Mach' uns Ehre, unserem Kollegium hier und einer solchen Mutter. Denk' an den Vater, wenn dich die Faulheit versucht. Das Asthma, jawohl, das ist schlimm. Aber schon viele ärmliche, kränkliche Jünglinge haben sich zu Kaisern und Päpsten hinaufgeschwungen. Die Zähne aufeinanderbeißen, eine Faust machen und vorwärts, so muß es gehen. So ist der Viehhüter Felix ein gewaltiger Sixtus geworden.«

Ei, so hatte wohl auch der rüstige Greis hier von vierzig Jahren als verjagter, junger Benediktiner die Kutte in die Faust gerafft, die Zähne zusammengebissen und war mit Psalmenbuch und Geige mutig in die unholde Fremde marschiert. Er hatte sich nicht zum Papst, aber, was mich nicht viel weniger dünkte, zum erhabenen Rektor des Gymnasiums emporgeschwungen, einer Macht im Kanton Obwalden und weit darüber hinaus. Ja, schon zweimal berührte ihn der Krummstab des Fürstabes, und zweimal lehnte er ihn lächelnd ab. Er fühlte sich ohne Inful mächtig genug. Das drittemal, freilich, ist dieser Herrliche ihr nicht mehr entgangen.

Die Aufmunterung des imposanten Mönchs fuhr mir wie Feuer durch den Körper. Ich stand auf die Fußspitzen, als wollte ich fliegen, und sagte: »Oh, ich will scharf studieren, Herr Rektor, ja gewiß!« Der letzte Tropfen Feigheit war verduftet.

Wie leicht stiefelten Mutter und ich die steilen Treppen hinunter! Wie schön war die Heimkehr! Aber bei den Statuen war ich es diesmal, der sich abwandte, im Gefühl, hier hätte ich Vaters Schulden irgendwie abzuzahlen, und im Zweifel, wie das geschehen könne. Schon wieder focht mich eine Schwäche an. Um so mutiger blickte meine Mutter jetzt die toten Gebilde an. Das war ja nur Stein und in Gottes Namen verpfuscht. Aber da hatte sie einen Knaben aus lebendigem Stoff, und mit des Himmels Gnade und ihrer dauerhaften Strenge sollte daran gebildhauert werden, bis Religion und Wissenschaft ihm ins Fleisch und Blut gehämmert sind und leben und wirken! Diese magere, kleine, seltene Frau, mit unzeitigem Stolz blickte sie über die Klötze hin und pfuschte mir dann liebevoll im unwirschen Haarschopf. – –

– – – Im Grabe liegen sie alle schon lange, die Mutter, der Rektor, die Professoren Vinzenz und Johannes und Othmar, und von den Mitschülern die liebsten, und ich Vereinsamter fasse mich am gleichen welken Haarschopf heute und frage, was eigentlich aus meinem Klotz geworden sei. Ach, verhauen und verschnitzelt ist auch da vieles, ein invalides Stück, und schon bröckelt es an allen Enden. Wenn der große Bildhauer am letzten Examen nicht viel barmherziger als gerecht wäre, dann...

Von nun an ging ich durch sieben Sommer und Winter in dieses Kollegium hinunter und von Jahr zu Jahr erschien mir der Rektor verehrungswürdiger, die Professoren väterlicher, die Studenten brüderlicher, das Studieren köstlicher. Und als meine Mutter starb, war mir, ich sei nun hier daheim, und ich hätte gewünscht, nie mehr aus diesem warmen, gescheiten, lieben Kreise weg in eine neue Fremde hinaus zu müssen.



Zürich, 18. Februar 1928

Lieber, guter, hochw. Freund,

Der Gang zum Rektor P. Augustin Grüniger ist genau so verlaufen, wie ich ihn schildere. Eine so entscheidende Szene in meinem Leben blieb mir sozusagen buchstäblich im Gedächtnis. Mir scheint, kein »Kollegiherr«, besonders keiner, der den gewaltigen Augustinus kannte, könnte mir ob dieser Schilderung zürnen, wo das Menschliche hervortritt, aber so begreiflich, und sich beim Rektor so prächtig verklärt. In Gottes Namen, hier könnte ich mit bestem Gewissen nicht anders schreiben. –

Aber die lieben Kollegiherren fürchten vielleicht, es kämen jetzt im späteren Buch noch »böhere Szenen«. Aber in jenem Kapitel gebe ich ja am Schlusse ein so deutliches Zeichen, daß nur noch Gutes zu berichten sei. Nenne ich doch das Kollegi sozusagen meine Heimat.

Alois Stockmann schrieb mir, er danke Gott heute noch, daß er Rektor Augustin nicht zum Lehrer gehabt habe, seine Ohrfeigen hätte man drei Tage nachher noch gespürt. Von dem weiß ich nichts. Ich habe in den sieben Jahren »Kollegi« nur Herrliches und Liebes erlebt, von jedem Professor, so zwar, daß jene Jahre und das Seminarjahr in St. Georgen meine schönsten Jugendzeiten sind. Müßte ich vom Kollegi erzählen, so würde es ein Panegyrikus. Auch der Rektor wurde für mich wie ein Vater. Stockmann schreibt, man habe ihn gefürchtet, nicht geliebt. Ich aber liebte ihn, sonst hätte ich ihn nicht zum geistlichen Vater genommen. Im Vertrauen kann ich es Dir wohl auch sagen, daß Rektor Augustin und ich mein Noviziat in Muri-Gries schon bestimmt hatten, anno 86/87, da ich damals voll Leidenschaft war nach dem Benediktushabit und nur eine Wartezeit wegen dem damals wachsenden Asthma gesetzt wurde. Aber dann in Schwyz, Eichstätt und Luzern trat das Jesuitenideal in mein Sinnen und Denken. Schon hatte ich einen Platz im Innsbrucker Konvikt als Vorbereitung, da trat Bischof Egger dazwischen, riet mir imperatorisch ab, erzwang zwei Jahre Warten, und dann war auch das vorbei. Diesen heißgeliebten Orden ging es gut, sie haben nichts als einen Krüppel an Leib und Seele verloren. Ich aber danke Gott für jede priesterliche Gnade und Freude in meinem Leben, und noch keine Minute in meinem Leben hätte ich gewünscht, Laie zu sein, obwohl ich seit vielen Jahren so wenig vom Priestertum mehr aktiv erlebe oder mitwirken kann. Seit acht Jahren steht es mit meinen Bronchien so, daß ich keinen Tag aushielte ohne Arzneigifte. Unser Bischof erlaubte mir darum, wenn ich könne ohne großen Schaden, kurz nach Mitternacht die hl. Messe zu lesen. Es geht schwer, aber dann am ehesten, so daß ich es an Festen nun so mache. . .

Und nun, lieber Joseph, schütze uns der liebe Gott und decke uns wieder das stille, vertrauliche, freundschaftliche Silentium.

Dein dankbarer, getreuer

Heinrich Federer

Warum Heinrich im Jahre 1880 zuerst in die erste Realklasse eintrat, ist nicht mehr mit Sicherheit festzustellen. Vielleicht ließ der durch das häufige Asthmaleiden bedingte Schulausfall während der Sachsler Schuljahre diesen Entscheid ratsam erscheinen. Im Herbst 1881 trat er ins Gymnasium über.<sup>6)</sup> Durch seinen Fleiß und seine ausgezeichnete Begabung wurde er die Freude der Lehrer. Die uns von allen Jahren erhaltenen Noten zeigen, daß er sich in den meisten Fächern den ersten Rang in der Klasse zu sichern wußte, wobei er in allen Fächern und in allen Jahren Note Eins erhielt; eine einzige Ausnahme: Mathematik in der sechsten Klasse, Note zwei! Dabei ist zu bedenken, daß er auch als Kollegischüler seiner Krankheit wegen oft den Weg nach Sarnen nicht wagen durfte. Heinrich zeichnete sich nicht nur durch seine vortrefflichen Talente und durch eifriges Streben aus, er bereicherte nicht nur Geist und Herz an den Schätzen alter Lehre und neuer Einsicht, sondern reifte schon in diesen Jahren zu einem Humanisten bester Prägung heran. Sein Sinnen ging nach Hohem und Edlem. Während seines armen Vaters klägliche Existenz verkracht, steigt er Jahr um Jahr höher im Streben nach Wahrheit, Wissen und Weisheit. Hier wird jene Lebenshaltung und Weltanschauung grundgelegt, die wir am späteren Dichter bewundern. Eine tüchtige Schulung von Geist und Charakter, eine nicht mehr zu erschütternde Synthese von Glauben und Wissen wird ihm zuteil.

Seine Lehrer waren folgende Patres des Klosters Muri-Gries:

|                          |           |  |
|--------------------------|-----------|--|
|                          |           | Wirken in Sarnen                         |
| Rektor Augustin Grüniger | 1824–1897 | 1850–57 und 1863–87<br>Abt von 1887–1897 |
| Othmar Tomaset           | 1841–1905 | 1868–1902                                |
| Johannes Sigrist         | 1840–1898 | 1863–1885                                |
| Hieronymus Felderer      | 1840–1917 | 1868–1917                                |
| Vinzenz Gasser           | 1840–1910 | 1868–1883                                |
| Karl Prevost             | 1840–1907 | 1869–1907<br>Rektor seit 1887            |
| Rupert Keusch            | 1845–1894 | 1872–1894                                |
| Gallus Küng              | 1847–1928 | 1873–1903                                |
| Philipp Staubli          | 1852–1929 | 1881–1929                                |
| Leodegar Ammann          | 1851–1882 | 1877–1882                                |
| Nikolaus Vogt            | 1854–1905 | 1882–1905                                |
| Clemens Fischer          | 1856–1920 | 1883–1885                                |
| Dominikus Faeh           | 1854–1888 | 1879–1888                                |
| Leo Fischer              | 1855–1895 | 1885–1895                                |

Heinrich Federer liebte und schätzte die Männer, die ihn in die verschiedenen Wissenszweige einführten. »Diese sechs Jahre (des Gymnasiums) dünkten mich ein Paradies. Das war jetzt Schule voll Saft und lebendigem





Im Schuljahr 1886/87 unterrichteten am Kollegium in Sarnen folgende Lehrer:  
 sitzend von links nach rechts: P. Gallus Küng, P. Carl Prevost, Rektor Augustin Grüniger, P. Otmar Tomaset, P. Philipp Staubli  
 stehend von links nach rechts: P. Rupert Keusch, P. Leo Fischer, P. Dominikus Fäh, P. Hieronymus Felderer, P. Nikolaus Vogt

Wuchs. Welche Welt tat sich auf in den lateinischen und griechischen Autoren, in der italienischen, französischen und englischen Literatur und besonders in der Weltgeschichte, die uns ein schlichter Obwaldner (P. Johannes Sigrist) so meisterlich, wie ich es seither von nirgends mehr empfang vom Altertum bis zur Neuzeit aufblättert, freilich weit mehr im heldischen als im sozialen Sinne.« (Aus »Lieber leben als schreiben«)

Für Heinrich wurde Rektor Augustin Grüniger der bedeutsamste Mann im Kollegium.<sup>7)</sup> Keinem andern fühlte er sich so tief zu Dank verpflichtet, kein anderer stand seinem Herzen so nahe und übte einen so entscheidenden und nachhaltigen Einfluß auf das Leben Federers aus. Oft kommt der Dichter in den autobiographischen Werken auf ihn zu sprechen, immer geschieht es aus derselben dankschuldigen Verehrung, freilich manchmal auch in dichterischer Verklärung. Von ihm erhielt er, was der eigene Vater in seiner Haltlosigkeit nicht zu geben vermochte: eine starke, mannhafte Führung, einen Wohltäter für Leib und Seele. Dies fand denn auch den schönsten Ausdruck,

als Federer den mittlerweile zum Abt des Klosters Erwählten 1893 an seiner Primiz zum Geistlichen Vater erkor (vgl. Brief Federers S.48).

Als Abt Augustin 1897 starb, griff der Jonschwiler Kaplan zur Feder und kündete ergriffen das Lob des großen Mannes.

Aber auch der originelle und köstliche P. Philipp Staubli, Federers Lateinlehrer in den drei untersten Klassen, prägte sich dem Schüler aus Sachsele für immer in Herz und Geist ein. Aus der hier folgenden Erzählung ergibt sich, mit welcher Wonne Federer sich jener Lateinstunden erinnert.

### *Vom Gymnasium und seinem Akkusativ*

Ich weiß nicht, ob es heute noch solche Gymnasien gibt wie damals unser sogenanntes Kollegi in Sarnen, das nicht bloß eine rassige Schule, sondern durch sein Internat auch etwas wie Elternhaus und durch seine Satzung, Hauskapelle und priesterliche Professorenenschaft gleichsam eine kleine intime Studentenpfarre darstellte. Es war eine Welt für sich, ein vollkommener Planet und bedurfte keiner Monde oder Nebensonnen. Heute noch blüht es und in viel üppigerem Flor. Auch hat es viele Kollegen im In- und Ausland. Aber es ist nicht möglich, daß diese Institute, trotzdem sie kühn mit der Zeit vorwärtsschreiten, dem Schüler noch das gleiche ruhige und harmonische Glück der Ausbildung verschaffen können. Gerade weil sie mit dem Fieber und Dampf des Fortschritts gehen müssen, weil sie nicht ein bißchen zurückbleiben und die Gesundheit des Wartens und Verweilens genießen dürfen, gerade darum fehlt ihnen, genau wie der Zeit, in der sie ringen, etwas von der schönen Geduld und dem wohltuenden Frieden der alten Tage. Auch darf eine Familie nicht zu zahlreich werden und nicht zu sehr aus der Einfachheit in den Glanz kommen. Jenes behagliche Wohlsein, von dem ich rede, läßt sich nur denken, wenn die Zusammengehörigkeit noch recht übersichtlich, familiär und schlicht bleibt. Aber das erlaubt die heutige Zeit nicht mehr.

Damals waren es nicht viel mehr als hundert Studenten und zehn Professoren. Jeder kannte jeden. Es gab nur Du. Und die Lehrer hatten für nichts anderes zu leben und zu sorgen als für uns. Weib und Kind und Nebenämter gab es bei diesen Benediktinern nicht! Wir Burschen waren ihre ganze ungeteilte Sorge, und so oft ein Kummer oder eine Unsicherheit an uns zehrte, durften wir auf ihre schmucklose Bude steigen und ihnen das Herz ausschütten. Sie hatten immer Zeit für uns und fast immer Hilfe.

Indem sie Jünger des heiligen Benedikt geworden, hatten sie sich ganz der Kultur der Seele versprochen, und da es keine Wildnisse mehr wie im alten Alemannien auszureuten und keine Drachen zu töten gab, so wirkten sie nun um so eifriger als Missionäre in den Wildnissen des Menschenherzens. Und sicher, jedes junge Herz besitzt sein Urwalddunkel und sein gefährliches Wild darin.



Nun glaube niemand, daß da kasteit und fromm geseufzt und pedantisch katechetisiert wurde. Wir Voralpenleute mit unserem groben Schritt und demokratischen Puls, unserer Ungebundenheit und kolossalen Freude am Spaß und Lachen und Holdrio, wir wären gerade das rechte Wachs dazu gewesen! O nein, wir deklinierten und konjugierten wie anderswo, bewiesen geometrische Sätze und lösten die Kniffe der quadratischen Gleichungen, deklamierten, rauften, spielten Theater, tanzten und rauchten sogar in der Fastnacht, rebellierten und schimpften, großhansten und schlugen über die Stränge. Wir waren viel lustiger als alle Gymnasiasten, die ich später aus städtischen Schulpalästen treten sah. Aber unser Gerades und Ungerades wirkte sich in einer Luft aus, in einer Zucht und Güte, in einem Geiste, die unwiderstehlich an uns bildeten, feilten, veredelten. Mit der Intelligenz wurde auch der Wille erzogen. Ob wir unregelmäßige Verben lernten oder Logarithmen aufsuchten, oder griechische Hexameter zerlegten, es war immer Erziehung dabei. Und wenn man sich aus einem Fehler erhob, oder von einem Preise herunterstieg, man hatte immer den gesunden Nachgeschmack, wie von etwas, das Leib und Seele, Hirn und Herz wohltue.

Wie lagen sie auch so still außerhalb allem Dorfklatsch, zwischen Gärten und Wiesen, die drei Häuser: das alte Kollegi, das Studentenkonvikt und das kleine Professorengebäude über der Straße. Vom Konvikt zog eine große Wiese als Spielplatz zum See hin, just zur Stelle, wo die Aa geräuschlos das Becken verläßt und ins Dorf hinunter und talab schleicht, eine verschämte, unsichere geheimtuende Reisende, die immer wieder unschlüssig zu den Bergen zurückblickt, als wandere sie ohne Erlaubnis aus.

Der Blick von hier herauf ist einzig. Man übersieht das ganze blaßblau verströmte Gewässer mit allem Gestade und Gebirge und Gewölke, mit dem ganzen Rahmen, der zu seiner leisen, weichen, etwas weiblich launischen Eigenart gehört. Oft lacht dieser See, aber noch öfter hängt er allerlei Tief-sinnigem nach, bekommt dann Schatten ins Auge und etwas Bleiernes ins Blut, aber ist zu verständig und obwaldnerisch berechnend, als daß er sich gänzlich davon verstören, etwa gar wie sein kleiner Bruder auf dem Bergsattel zur Schwermut verführen ließe. Aber einsam ist er. An den Ufern sieht man fast keine Häuser, die Dörfer Sachseln und Giswil haben sich näher ans Gebirge gestellt, höchstens die kleine Zehe tunken sie noch ins Wasser. Links und rechts gehen ihm freundliche Zweitausender nach, aber hinten schließen sie ihn mit einer dunkleren Gruppe ab, und es wäre dort wie Abend, wenn nicht am linken Ende die Luke ins Berner Oberland aufginge und dessen weiße Viertausender zum Fenster hereinschimmerten.

O wie schön ist dieser Platz, wie melodisch tönen die Kirchen-Kapellenglocken von Ufer zu Ufer, wie gut riecht das Wasser durchs Schilf herein, und wie tut einem dieses Schweigen des Wassers wohl. Es ist, als meine dieser See ganz allein auf der Welt zu sein. Und weil er es glaubt, so ist er es auch.

In solcher Landschaft ward nun studiert und gespielt, sechs glückliche

Jahre lang. Wir erlebten Rom und Athen in den Schulbüchern, London, Paris und die neuen Kontinente, wir lernten mit ihnen reden und philosophieren. Aber nie rührte mich der leiseste Wunsch, den Sarnersee mit dem Tiber oder Eurotas oder Nil zu vertauschen.

Unsere Klasse war eine geschlossene Bande, friedlich, mittelmäßig begabt, durch einen Kühnen oder Herrischen oder Heiligen ausgezeichnet, so eine richtige Herde, die ohne Führung als zähe sich stoßende und drängende Masse ihren Weg immer etwas langsamer als die anderen, aber doch schlecht und recht gefunden hat. Immerhin stellte sie eine äußerst interessante, farbenreiche Gesellschaft, eine höchst kurzweilige Vielköpfigkeit dar.

In der Primarschule war es ein ziemlich teilnahmsloses, erzwungenes Schulbanksitzen gewesen. Die Bauernbuben dachten an ihr Vieh und Obst, die Dörfler an die verhinderten Spiele, Elvezio an seine Kaninchen und Meerschweinchen, ich an meine Geschichtenbücher, indes man an Dezimalen oder Geschäftsbriefe denken sollte. Hier aber war man stolz und gerne zusammengekommen, zusammengekommen, um lange zu bleiben, und die meisten glaubten schon oder wußten es sogar, was sie werden wollten und richteten unbewußt die Poesie und Prosa der Gymnasialbank danach ein. Anton Stockmann zeichnete schon lebendige Porträte, Eugen Wannier verkroch sich in Mathematik, ein dicker breiter Meier sah sich schon als Tierarzt im Lande herumkutschieren, mehrere strebten scharf nach Altar und Kanzel, ein bildschöner Junge aus Luzern ersann schon Gedichte voll Unruhe und Welt-schmerz, während ein Hotelsohn gemächlich auf seinem Platze saß, als sähe er dem Jaß seiner Stammgäste zu, und sich keinen Teufel um Professor und Schulbuch scherte. Ein zartes Bürschchen vom Seehang vernarrte sich in Blumen und Sentimentalitäten, während sein kleiner, zäher Kamerad aus Kerns mit erstaunlicher Strebsamkeit auf den Arzt zusteuerte. Dann gab es noch Stille und Behagliche, die vorläufig sich nicht zu sehr beluden, gerade das Unumgängliche absolvierten und das Weitere der Zeit und einem guten Stern überließen. Sie schliefen oft halb in der Stunde, aber wenn man sie stupfte oder neckte, lachten sie gutmütig und erzählten einen Witz. Sie aßen mit schwerem Appetit, ließen nichts Heroisches an sich kommen, ihre Augen glänzten immer von Wohlwollen, nie von Opferfeuer. Weder Feinde noch Freunde zählten sie und schienen die gesündesten Knaben von uns allen.

Was waren wir für eine liebe, selbstzufriedene Welt untereinander! Aber wenn wir mit anderen Klassen in irgendeinem Fach zusammensitzen mußten, gar mit den wilderen Realschülern, dann duckten wir uns, rückten eng zusammen, waren befremdet, gar wenn es dort so leuchtende Talente gab wie den Schwander, so selbstbeherrschte wie meinen Mattlioseph oder so schwindelfreie Waghalse und Regenten wie den Egid Salez. Wir bewunderten sie wie die schwerfällige Schildkröte etwa einen Jaguar oder Büffel bewundert; aber, da es uns irgendwie gefährlich schien, bargen wir gleich ihr den Kopf sorglich unter den Schild unserer Klasse.



Die ganze buntscheckige Schweiz lebte unter uns auf. Denn da war ein ritterlicher von Werra aus dem echten Wallis, der wollte Förster werden. Ein Bündner kam aus dem hintersten Münstertal, hart von der Tiroler Grenze. Von der Landesmarch, wo das Französische beginnt, stammten Wannier und Torrenté. Behagliche Aargauer, schwatzselige Luzerner, kolderische Solothurner, unverbogene Urschweizer und vor allem auch flinke beredte St. Galler gab es da, und mit ihren Charakteren, Mundarten und Erzählungen setzten sie mir die seelenhafteste und wahrste Landkarte unseres Vaterlandes zusammen. Wenn die verschwiegene Landschaft hier am Sarnersee mit ihrer milden, handlungsarmen Balladenstimmung mich allzu sehr zur Träumerei verlockte, so riß mich dieses rege, bunte Vielerlei unserer Klasse immer wieder in die munterste Prosa zurück.

Meine liebsten Fächer waren Latein, Geschichte und deutsche und fremde Literatur. Das Griechische entzückte mich mehr als alles andere, aber wir hatten keinen glücklichen Lehrer, und ich blieb zu meinem endlosen Bedauern ein Stümper. Um die Wunder der Geometrie und Algebra zu begreifen, war ich durch alle Studienzeit zu faul oder zu dumm. Gewiß, ich verrichtete mein Pensum, aber ohne Seele. Erst später bin ich von mir aus nochmals an diese Fächer getreten und in verworrenen, gottverlassenen Stunden, wo man weder beten, noch sonst sich helfen kann, hat mir ein verzwicktes Problem aus Heis oder Bardey immer wieder über den toten Punkt hinweggeholfen. Es ist nicht zu sagen, was eine angewandte, geistvolle Aufgabe mit etlichem Unbekannten, etwa in verzwickter geometrischer Progression, zur Beruhigung und wohltätigen Anregung der Seele vermag. Daß die Mathematik als trocken und kalt verschrien ist, liegt nicht an ihr, sondern an den vielen ordinären Mathematikern. Sie selbst hat eine warme, unversieglige Seele. Und als sie die Gerade erfand, war sie der Unendlichkeit und als sie den Kreis erdichtete, Gott so nahe gekommen, wie vielleicht die Poesie und die Musik in ihren besten Augenblicken nicht.

Für das Lateinische bekamen wir einen jungen, kraushaarigen Lehrer, Herrn Philipp, der für die untere Grammatik geradezu geboren schien und ihre scheinbare Langeweile, ich weiß nicht mit welchen Künsten, kurzweilig zu machen verstand. Für die Syntax trat dann Herr Gallus ans Pult, und ich vergesse nie, wie gemütvoll er uns in die Märchen Ovids und in die knappen Kapitel Sallusts führte. Während ich diese Erinnerung dankbar niedersetze, doziert der eine noch immer am gleichen Pult mit dem gleichen nun schneei- gen Krauskopf und der andere begeht seinen Feierabend in jener Abtei des Südtirols, wo sein Morgen aufging, wahrhaft zwei Greise, die einen langen Werktag durchgearbeitet und einen großen Sonntag verdient haben.

Eines Tages mußte ich zu Philippus ins Zimmer. Er wollte mir ein broschiertes Werk geben, das ich dem Buchbinder in Sachseln zum Einbinden bringen sollte. Dieser alte Kleistermann war noch einer von jenen braven,



Heinrich Federer  
nach einer Zeichnung von Anton Stockmann (31. 8. 1888)

soliden, jetzt ausgestorbenen Menschen, die das lose Buch in so schwere Deckel schlugen, daß es wie gepanzert aussah und allen Kämpfen der Zukunft unversehrt trotzte.

Ehe ich an die Tür klopfen konnte, ward diese mir vor der Nase aufgerissen, und jener gleichmütige Hotelsohn unserer Klasse, der zwischen Dativ und Akkusativ so wenig wie zwischen Montag und Dienstag unterscheiden konn-



te, stürzte mit brennender Backe und einem zerknitterten Notenheft heraus. Ich staunte, mit welcher Geschmeidigkeit er die gar nicht leichte Treppe hinuntersprang, jedesmal drei Stufen nehmend und dabei kaum die Kante mit der Sohle berührend, immer in Stürzen und doch nicht stürzend. Freilich, dieser kleine faule Bankhocker war ja auch der einzige in der Klasse, der den Riesenschwung am Reck vollführte und im See wie eine Ente untertauchte.

Herr Philipp schritt grimmig ein paarmal im kleinen Zimmer auf und ab. »So einer!« zürnte er mit seiner auffallenden Knabenstimme. »Weiß jetzt noch nicht, was eine Terz ist. Seine Eltern werfen haufenweise das Geld für ihn aus, und er! Er sitzt da wie ein Stein und fällt mit der Faust hier und da auf eine Taste herunter, gleichviel welche... Was meinst, was hat er in den Taschen? Papier? Bleistift? Federhalter? Keinen Hochschein davon. Aber die Jaßkarten, alle sechsunddreißig!... Ein sauberes Früchtchen, he! Nun, dem hab' ich die Terz ins Gesicht gezeichnet.«

Und Philippus lächelte schon wieder. Er grollte nicht unnütz. Wie wäre er sonst mit dem hübschen Kraushaar und den roten Bäcklein den Achtzigern zugesteuert. O nein, er setzte sich ans Klavier, blies auf die frostigen Finger, öffnete ein Heft und spielte sich den letzten Ärger mit einem rauschenden Konzertstück, ich glaube des Carl Maria von Weber, von der Leber.

Das glänzte und hüpfte, warf ganze Garben hoher Noten in die Sonne und ließ sie wieder in schweren Akkorden zusammenfallen. Es war ein Fest und riß unweigerlich mit. Da gab es kein Pröbeln und Zweifeln wie ehemals beim Frühmesser, sondern die ganze Musik leuchtete wie Sieg. Ich stand dabei wie betrunken. Ein halber Gott, wer solche Wunder aus diesen weißen und schwarzen Tasten herausholen kann!

Philippus wandte sich um und fragte: »Hat es dir gefallen?«

Mir aber brachen die Tränen aus, harte, schwere Tränen, und ich versuchte umsonst, Ja zu sagen.

»Möchtest du denn auch spielen?«

»O...« Mir zuckten die Lippen vor innerer Bedrängnis.

»Willst du Stunden nehmen?«

»Meine Mutter«, stotterte ich mühsam, »meine... ich, ach, ich kann sie nicht zahlen.«

»Das macht nichts«, versprach der gute, junge Professor. »Ich gebe dir Unterricht. Wart einmal... alle Donnerstag von elf bis zwölf. Willst du?« Jetzt jauchzte ich eines der schnellsten Ja meines Lebens.

»Abgemacht«, sagte Pater Philipp und rieb sich die Hände warm. »Und hier sind die Druckbogen, sechzehn. Euer Buchbinder soll graue Deckel nehmen wie beim früheren Band und braunes Rückenleder. Nun pack dich! Also am Donnerstag!«

Wie selig war mein Heimweg.

Und Philippus hielt Wort, aber ich?

Ich war schon vierzehnjährig und mein Ohr hundertmal geschickter als

meine Finger. Auf dem Fenster klöppeln, wo ich hörte, was das Ohr wollte, war etwas anderes gewesen, als dieses mühsame, knechtische Tupfen der Tasten, wo ich etwas so Ungeschicktes, Langweiliges, meiner inneren Musik so Fremdes hörte. Ich machte schlechte Fortschritte. Herr Philipp erkannte diesen inneren Widerspruch bald. Aber er war viel zu feinfühlig, um es mich merken zu lassen. Mit einer himmlischen Geduld hielt er mich durch die Donnerstage eines ganzen Jahres aus, ja, steckte mir zum Abschied jedesmal noch einen Apfel oder einen Leckerbissen, den ihm seine Verwandten aus dem Freiamt zusandten, in die Rocktasche. Nach diesem einen Jahr löste sich dann unser musikalisches Verhältnis unter stillschweigender Zustimmung beider Teile von selbst auf.

Aber mein Gewissen blieb unruhig. Vielleicht hätte ich strammer und beharrlicher sein und mich durch das Gedörn der Technik zu einem kleinen Erfolg durchhauen können. Oft kam ich mir um keinen Strich besser vor als jener Gastwirtsjunge. Genau wie der im Latein sündigte, hatte ich in der Musik gefrevelt. Nein, ich war noch bei weitem der größere Sünder, da mir die Musik unendlich gefiel, während jener das Latein wie den Tod haßte. Und er war reich und durfte sich den Luxus von Zeit und Geld und Faulheit leisten. Ich aber hatte keinen Rappen, keine Minute zu vergeuden. Ach, wenn Martin wieder den Akkusativ verfehlte, wieder das schlichteste lateinische Sätzchen nicht zu lösen vermochte, wieder eine bodenlose grammatikalische Dummheit sagte, nein, da lachte ich nicht mehr. Hatte ich es auf dem Klavier besser gemacht? Hatte ich die Notenzeile richtig gespielt? Hatte ich da nicht ebenso barbarisch dekliniert und keinen Akkusativ gefunden?

Ja, ja, den rechten Akkusativ bilden, nicht nur im Latein, auch im Deutsch, auch in andern Fächern, den rechten Akkusativ im Leben, in seiner Arbeit und Sorge und sogar auch in seinen Vergnügen und Festlichkeiten fertig zu bringen, o wartet ein wenig, liebe Freunde, das geschieht nicht so leicht und nicht so häufig.

Indessen, das Latein gefiel mir je länger, je besser. Es war etwas so Klares, so Kühles, so Entscheidendes. Während mir das liebe Deutsch wie ein willkürlich behaglicher, an Verstecken und Winkeln reicher Spaziergang vorkam, marschierte die Sprache Roms im Schritt ihrer Legionen, geordnet, schnurgerade, auf kürzester Strecke zum Ziel. Sie blitzte und traf wie Scipios Schwert. Man wurde nicht besser, nicht tiefer noch inniger durch sie, aber fraglos tapferer, klüger, gesunder.

Unbegreiflich, dachte ich, daß gerade Martin Ammer, dieser Meister im Turnen, dieser verwegene Schwimmer, mit einer so muskulösen Sprache im Hader lebt. Es überkam mich eine merkwürdige Lust, ihn zum Latein zu bekehren.

Eines Tages beim Übersetzen rief Herr Philipp besagtes Bürschchen auf. Sonst plagte er Martin selten. Aber da stieß man eben in der Übung auf den Satz: »Ich fahre über die Donau«, und das paßte so gut zu diesem Jungen,



dessen väterliches Hotel an einem reißenden Wasser stand und der uns ohne Prahlerei, wie selbstverständlich erzählt hatte, wie oft er nachts ungesehen, zum Probestück, hinübergeschwommen sei.

»Also Martin, vorwärts! Fahren heißt hier navigare... Also navigamus... Wirds bald?«

Martin wiederholte unlustig: »navigamus«

»Weiter, weiter«, eiferte Philippus, »Donau heißt Danubius«.

Martin schwieg.

»Für ‚über‘ kannst du per oder trans nehmen«, half der wohlgelaunte Lehrer nach... »navigamus trans... Paß auf, trans will den Akkusativ genau wie im Deutschen. ‚Die Donau‘ ist hier Akkusativ. Also...« »Navigamus trans Danubius«, beeilte sich der Ruderer und Schwimmer Martin Ammer.

»Trans Danubius... hallo, was soll das?«

»Über die Donau... ja, die Donau... die Donau heißt Danubius. Danubius ist hier Akkusativ genau wie im Deutschen, plapperte der Gastwirtsprößling wirr durcheinander. Trans Danubius... Akkusativ.« Gelächter erscholl, Martin wurde rot, lächelte hilflos und setzte sich hastig.

»Da ist Hopfen und Malz verloren«, rief Philippus. Sitz nur! Sag's du. Truttmann!«

»Navigamus trans Danubium.«

Danubium... Danubius... ah bah, was liegt daran«, dachte Martin sicherlich. Ihn begehrte vielmehr, den berühmten Strom lebendig zu überschwimmen, als in papierernem Latein zu übersetzen. Blau wird er sein, breit, brausend, voll Schnellen und Strudeln, noch gefährlicher als die Reuß bei uns daheim. Da braucht es keinen Akkusativ, da braucht es geschickte, sehnige Arme und Beine... hui, wie stürzte ich mich gerne hinein.

»Du Martin«, sagte ich noch am selben Tag zum Kameraden, »wenn du willst, erkläre ich dir gerne den Akkusativ.«

»Bleib mir vom Leibe!« schrie der Bursche.

»Nur ein, zwei Minuten«, drängte ich. »Dann hast du es viel leichter, versteht schon das halbe Latein.«

»Gut, was ist der Akkusativ?« fragte er interesselos.

»Der Akkusativ... jawohl... er, der Akkusativ ist das... das...«

»Famos, jetzt weiß er es selber nicht einmal«, frohlockte Martin.

»Zum Teufel, kann ich's denn nicht erklären? Der Akkusativ ist das... ah, ich hab's... ist das, was ich sehe und höre, liebe oder hasse, esse und trinke...«

»Brot... Suppe?« fragte der Gastwirtssohn spöttisch.

»Ich esse das Brot, siehst du, das Brot ist ein Akkusativ.«

»Ich saufe ein Glas Bier, he, ist das Bier auch Akkusativ?«

»Ja, das was du saufst, ist Akkusativ.«

»Na, da möchte ich gleich drei Akkusative saufen, einen nach dem andern, 's macht gottlos heiß. Aber dummes Zeug! Wo ist das Bier? Wo ist das Brot? Dein Akkusativ ist ein Loch oder eine Null, verstanden. Geh mir!...« Und

der geschmeidige Kamerad dehnte die Muskeln, schoß zum Reck und machte den vollkommensten Riesenschwung.

»Am Ende hat er recht«, philosophierte ich. »Der Akkusativ ist ein Schwindel; so lange ich ihn nicht fest in die Hand packe, esse, trinke, schlage, küsse, ist er Dunst. Es gibt nur einen Akkusativ, den Akkusativ des Lebens...« Und ich tupfte wichtig wie ein Salomon an meine Knabenstirne.

Einige Wochen nach diesen Überlegungen, die leider vor der Majestät der lateinischen Grammatik nicht standhielten, an einem schönen Sommermorgen, war Martin Ammers Platz in der Klasse leer. Niemand wußte, wo er steckte. Er lag nicht im Krankenzimmer, er betete nicht in der Kapelle, er spazierte nicht am See, er war reinweg verduftet.

»Der Ärmste wird sich doch nichts Leides angetan haben«, jammerte der Rektor. Ei, wie mußten wir ins Fäustchen lachen. Etwas Gutes hatte er sich angetan, die Freiheit von der Schulbank. Er war einfach ausgerissen und spät nachts daheim in der fernen Stadt ohne Hut, voll Hunger und Staub und mit dem Schwur angelangt, daß er lieber sterben als noch ein einziges lateinisches Substantiv deklinieren wolle. Auf Ehr und Seligkeit.

Als die Professoren das hörten, atmeten sie auf. Fröhlich schüttelte Herr Philipp sein Gelock. Nur der unheilwitternde, immer bedenkliche Herr Othmar sagte düster: »Wir werden von diesem Schlingel noch hören!«

Und wirklich, nach einer langen, gesunden Stille hörten wir von ihm. Sein voller Name mit Alter und Hausadresse stand in der großen Tageszeitung. Da war kein Irrtum möglich. Das Blatt ging am Professorentisch von Hand zu Hand. »Was hat der Spitzbube verbrochen?« fragte Herr Othmar schwermütig. »Ich wußt' es ja, das Bürschchen werde noch...«

Nein, das wußte er nicht. Dieser Gastwirtssohn hatte sich frech an der reißenden Stelle in die Reuß geworfen, war untergetaucht wie eine Wildente, trug ein Kind mit den Zähnen empor und focht sich auf Leben und Tod durch die Wirbel ans Ufer, während große starke Männer am Geländer zauderten und noch nicht einmal ein Boot losgekettet hatten.

»Großartig! Der Held! Der flotte Kerl! Eine homerische Leistung!« scholl es durcheinander.

»Hm«, machte der Rektor, »und bei uns, meine Herren, hat er studiert!«

Herr Othmar aber senkte den Kopf und gestand: »Lieber Gott, man lernt doch nie aus. Aber, Herr Philipp«, fragte er und richtete sich wieder würdevoll auf, »ist das nicht derjenige, welcher... ich meine, der nicht einmal einen richtigen Akkusativ...?«

»O, lieber Kollega«, unterbrach ihn Philippus rasch, »mir scheint, der habe den richtigen Akkusativ geleistet.«

Jawohl! Wir Studentlein hatten die Taschen voll Bleistifte und Heftchen und verstanden jedes Dingwort durch seine sechs Kasus abzuändern. Aber ein Menschenleben hatten wir noch nicht gerettet. Diesen Akkusativ brachten wir nicht zuweg. –



Fast fünfzig Jahre sind vorbei. Recht und schlecht sind mir viele Akkusative geraten. Aber der große, der wahre, der entscheidende Akkusativ, der alles ordnet, alles löst, den ganzen Satz gewaltig schließt. ...?

*Federer an P. Philipp Staubli*

Zürich 6, 7. VI. 27

Hochwürdiger lieber Herr Professor!

Wie freut es mich, in einem Blatt, das in 100'000 Exemplaren durch die Welt geht, einmal Ihrer gedenken zu können. Wissen Sie die Ereignisse noch? Haargenau so waren sie, nie vergaß ich sie und immer wollte ich einmal literarisch dafür danken.

Seien Sie mir nicht böse, in Ihrer lieben Bescheidenheit hätten Sie vielleicht mir lieber eine »Terz« verabreicht, als so eine vertrauliche Szene publiziert gesehen. Aber warum soll man von so Gutem und Schönem schweigen?

Grüßen Sie mir bitte den H. H. P. Rektor und alle Professoren des lb. unvergeßlichen Kollegiums. Meine Brustkrankheit läßt mich leider nicht an Ihrem Muri-Gries-Fest teilnehmen. Dieses Fernbleiben fällt mir schwerer als manche andere Entbehrung, die mir mein Zustand auferlegt. Sonst, im Übrigen, bin ich so heiter und glücklich in meiner Stube, an meinem Schreibtisch, auch wenn ich tagelang nichts tue als den Atem suche, – ich sage, ich bin so innerlich wohl dabei, daß ich beinahe glaube, Sie und Ihr prächtiges harmonisches Naturell hat mich angesteckt. Je älter, umso zufriedener! In Liebe und steter Dankbarkeit bin ich Ihr Schüler

Heinrich Federer

Daß Heinrich Federer Liebe und Hochschätzung von seinen Lehrern gewann, zeigt uns ein Brief aus der Feder von P. Gallus Küng, der wenige Monate nach Federer das Zeitliche als würdiger Greis im Kloster Gries segnete. Etwas verspätet schrieb er zum 60. Geburtstag Federers:

Gries, 17. Dez. 1926

Mein lieber alter Schüler!

So gewiß Sallust's Catilina so etwas um 61 Capitel zählt, so gewiß feierte ich in der stillen Zelle in Gries höchst einfach den unvergeßlichen Sexagenarius Federer. Der geehrte Sallustlehrer, als welcher ich mir immerhin ein bißchen schmeichle, weiß doch noch in alten Tagen aus Sallust zu zitieren: »nam divitiarum et formae gloria fluxa atque fragilis est, virtus clara aeternaque habetur.« Es ist eine schöne Sache um die Wärme und Begeisterung für den Sallust. Wenn ich den Schilderer der catilinarischen Verschwörung hochhielt und noch hochhalte, so hat es, und das freut mich, immer auch Schüler gegeben, denen es Sallust wirklich angetan hat. Und zu diesen edlen Typen

zählte und zähle ich auch den lieben Heinrich Federer. Mein Sarnere exemplar befindet sich in der Bücherei in Boswil, wie noch viele, viele andere. In der Klosterbücherei ist eines angeschrieben: Ambiel. Es wird vermutlich dem P. Placidus Ambiel gehört haben. Wäre es Sisto oder Sesto oder Jungfer Therese, oder irgend ein kleines oder großes von Ihnen, so ginge in der Jungmannschaft (im Fraterstock) eine wahre Hetzjagd darum los. Im Ernst gesprochen, ist es geradezu köstlich, wie die jungen Fratres clerici zu Heinrich Federer sich stellen. Es sind meistens alte Sarnerstudien. Das tut mir in der Seele wohl. Es möchte auch Ihnen nicht schlecht bekommen. Vivat Sexagenarius!

Trotz Krankheit und Invaliditas hat halt der Pegasus doch nicht immer Ausstand und Rast. Der hl. Habenichts wäre nicht zufrieden so. Ich will diesen mächtigen Beter im Himmel und auf Erden gerade in der kommenden Zeit der Weihnacht ein bißchen bestürmen. Das Christkindlein hat schon Mitteli, die helfen, wenn der Atem zu kurz werden will. Sexagenarius vivat, crescat, floreat. –

Der gnädige H. Abt freut sich des Grußes und grüßt wieder. P. Leonard Heß ist vor drei Jahren gestorben. P. German, jetzt Meinrad, erwidert den Gruß cordial. Auf Abt Augustins Grab bringe ich einen besonderen Gruß. H. H. Decan ist hocheifrig und grüßt demgemäß. – Es ist noch einer da, P. Hilarius Imfeld, Pfarrer in Gries, der bei Ihrer Primiz in Sachseln gesungen habe. –

Alle, alle grüßen Sie recht herzlich und beten, daß Gott der Herr Sie erhalte, kräftige und segne durch den seligen Bruder Klaus. Dies mein Weihnachtsgruß, mein innigster Neujahrswunsch dessen, der sich herzlich freut zu schreiben,

P. Gallus Küng OSB

einst Sallustlehrer des nunmehrigen Dichters,  
hochw. Herrn Heinrich Federer, Zürich.

*Herr Leo*

In den oberen Klassen bekamen wir einen wirklichen Dichter zum Deutschlehrer, Herrn Leo. War das ein Glück? Ich zweifle. Herr Johannes wäre nicht imstande gewesen, einen Vierzeiler zu schmieden, und doch hat er mich für das liebe Deutsch ganz anders einzunehmen gewußt als Herr Leo mit seinen vier schmucken Bändchen Gedichte.

Denn diesem übermannshohen jungen Lehrer mit der wachsgelben Haarschleife über die eckige Stirne hinunter, der fürchterlich eintönigen Stimme und den farblosen Augen, diesem Riesen voll innerer Scheu und Schüchternheit, dem etwas wie warme Seele nie auf die Lippe hinaussprang, war die Gabe des Vortrags nicht gegeben. Er genierte sich, kurzweilig, begeistert, gefühlvoll zu erscheinen. Auch wenn er von den größten Dichtern sprach,





P. Leo Fischer

geriet seine Stimme nicht in Schwung. Er hätte sich geschämt, einen Superlativ oder auch nur zwei, drei starke Adjektive des Eifers zu gebrauchen. Und doch gab es in ihm einen heimlichen Winkel, wo er vor der Schönheit zitterte und wo wahres Dichterhoffen und Dichterbangen nistete. Aber er wäre eher gestorben, als daß er davon eine Silbe verraten hätte. Nie las er eines seiner Gedichte vor, nie ließ er darüber reden.

Niemand kannte ihn recht. Kam man zu ihm auf die Bude, so saß er oft in einer Tabakwolke, und fing man dann an, von Poeten und Poesien zu reden, so ging eine Art Spott über seinen großen Mund und er machte Witze und ließ sich in keine Schwärmerei hineinreden. Er gab dann Anekdoten zum besten, in denen man die Großen im Schlafrock oder gar in den Unterhosen sah. Lange merkte ich nicht, daß dies seine Abwehr war, um damit das heimliche Leiden und Lieben seines echten Dichterwesens nicht bloßzustellen. In seinen Gedichten trat es dann freilich doch zutage, aber so keusch, so still, so versteckt unter oft allgemeinen Äußerlichkeiten, daß es

kaum einer richtig heraushörte, eine Naturmelancholie, ein Friedenssuchen, ein Flehen und Rufen des Ungesättigten nach Satttheit, eine Flucht und Zuflucht zum Heiligen und Ewigen und ein leises, leises, nie ganz verrieselndes Klagen.

Er ist zu jung gestorben und hat trotz tiefversteckter Unruhe zu wenig von der gewaltigen Unruhe des Menschenlebens und Menschenschicksals erlebt, um es zu einer bewegten, in Gluten und Frösten gereiften, tiefen Poesie zu bringen. Auch hat ihn zu sehr das reizvolle Spiel mit glattem Vers und Reim beschäftigt. Denn wenn er doch das Innerste nicht offenbaren wollte, so mußte er seine Last eben an dem Äußerlichen verbrauchen, und da hat er denn wirklich Strophen von seltener Helle und Geschliffenheit geschaffen, wo sich oft fast jedes Wort auf ein anderes reimt. Am schönsten dünken mich einige historische Stoffe, immer tragische, in Gedichte gegossen, so eines über Cäsars Tod, andere über Karl V., Kolumbus, die Schweizergarde und Davids ergreifende Totenklage. Aber immer klagte er nur auf einer Saite. Einen vollen Akkord von Weh oder Wohl hätte sich sein steifer Wille und seine mimosenhafte Gefühlskeuschheit nicht gestattet. War er Mönch geworden, um den Menschen zu verstecken? Keiner seiner Mitbrüder kannte ihn, oder besser gesagt, Herr Leo ließ sich von keinem erkennen.

Platen war sein Liebling, und da wir Leos Dichtung bewunderten, verfielen auch wir in eine nachgeahmte, glatte, vor allem auf den Schliff von Vers und Reim bedachte Arbeit, wenn uns ein Gebot der Schule oder der Drang des eigenen Herzens zu einem Gedichte nötigte. Am liebsten schwelgten wir in Oden.

Damals war gerade Friedrich Wilhelm Webers Dreizehnlinden und kurz darauf sein Gedichtbuch erschienen. Das war kräftigere Kost. Leider lernten wir kein einziges Gedicht von C. F. Meyer oder Gottfried Keller kennen. Wie aber Weber von uns überschätzt, so wurde er im außerkatholischen Lager unterschätzt. Man vergesse nicht, es war eine vom Kulturkampf her noch gereizte Zeit hüben und drüben und sogar Apollos Geige mußte darunter leiden. (»Aus jungen Tagen«).



Diesen Winter nun begann ich einmal, weil nirgends der Raum mehr reichte, in einer Schublade auszupacken. Zuerst die wahl- und regellosen Skizzen. Ich staunte, wie unreif alles war. Nach einem Anfang, der mit allen Glocken anhub, ein banales Gestammel. Gewöhnlichkeiten und Sentimentalitäten! Von allen Gedichten war keines recht edel ausgewachsen. Nur zwei, »Ich lösche das Licht« und »An mein Patenbüblein«, gefielen mir noch, obwohl mich auch in diesen noch etliche Zeilen wie Mißtöne quälten. In der Prosa und in den Versen vom 18. bis 30. Jahre fiel ich von einer argen Überraschung in die andere. Die Form wollte faltenlos glatt sein, die Gedanken erstickten darunter, und so schien alles noch seichter, als es wirklich war.

Ja, ja, guter Pater Leo Fischer, du Epigone Platens und Politurlyriker ohnegleichen, überall erkenne ich deine Gebärde in meinen Skizzen. Du lehrtest uns in jenem kleinen Gymnasialstübchen des alten Kollegiums zu Sarnen deine verdammte Glätte. Es war ein Zimmer zu ebener Erde. Die kecksten Obstbäumchen, die Hummeln, die wilden Beerendüfte revolutionierten in die Fenster herein, du aber lasest Geibel und Platen vor und predigtest Glätte. Trotzdem warst du ein Dichter. Durch Davids Trauergefang, Hannibal und Cäsar und eine danteske Poesie des letzten Bändchens gehen echte und tiefe Stimmungen Apolls. Aber uns Jungen war der Weg zu solchen Genüssen durch das pedantische, phantasielose, entsetzlich gehobelte Pflaster deiner Poetik verdorben. Alle schusterten wir uns nun mehr mit schlackenlosen Phrasen als mit urchigen Ideen herum.

Manchmal zeigte ich Leo Fischer ein neues Gedicht. Er sah es auf die Form hin mit seinen guten, trübgraubraunen, tabakverrauchten Augen an und lobte rasch, sobald ein nicht gewöhnliches, helles Reimpaar irgendwo anschlug und kein Hiatus und kein Apostroph aus dem Satze gähnte, sondern der Vers wie Wasser sich von einem Reim in den andern schüttete. Zuerst reines Wasser! mochte er denken! Dann wollen wir die Ufer nach und nach mit Uhlandschlössern, Eichendorffwäldern, Geibelrosen und Platenpalmen schmücken, wollen Mond und Stern hineinfunkeln und den Spiegel auch etwa zornig aufschäumen lassen. . . Indessen, es blieb zumeist beim mehr oder minder reinen Wasser.

Pater Leo, der zweimeterhohe, schlanke Mann mit dem wachsgelben, steifen Haar und dem langen, dünnen Schnitt der Lippen, hat ein innerliches, scheues Leben gelebt. Nach außen konnte er seine wahre Seele nicht führen. Er erlebte heimlich hundertmal größere Dichtungen als die er publizierte. Die Poesie vermochte er uns nicht lieb, kaum interessant zu machen. Er war ausdrucksarm und genierte sich überdies, wenn ihm ein besonderes Wort auf die Zunge kam, es auszusprechen. Die Weltgeschichte, die er daneben dozierte, wußte er nicht freudig und plastisch zu geben. Verstohlen strebte er nach nichts so sehr wie nach Anschaulichkeit und Plastik. Aber er besaß und errang

sie nicht. Die Historie ergriff ihn. Aber niemand merkte es aus seinem ein-tönigen Vortrag heraus. Seine historischen Balladen verrieten ihn ein wenig.

Stundenlang saß ich bei ihm in der großen Bude, weil ich fühlte, daß ich trotz seinen abschreckenden, ja den Dichter äußerlich verleugnenden Eigenschaften, mich dennoch hier näher als irgendwo dem angebeteten Genius der Poesie gegenüberfände. Ich fragte ab und zu etwas, er antwortete kurz, mit einem raschen Lachen seine ewige Schüchternheit schützend; dann hatte ich Zeit, über die Sache nachzudenken. Denn die Pausen dauerten fünf und zehn Minuten, indessen er furchtbar rauchte, zwischenhinein gewaltig schnupfte und mit Riesenspannen den Estrich auf und ab lief. Der Qualm quälte, das Schweigen bedrückte mich. Dennoch konnte ich nicht weg. Aus allem Geruch von Kutte und Tabak und pedantischer Genierlichkeit merkte ich immer ein kleines Lorbeerdüftchen und sog daran.

So wie ich für Poesie glühte, hätte ein Wort genügt, um mich in Brand zu stecken. Aber Leo Fischer ermunterte nicht. Ich blieb mir überlassen, meiner einfältigen Nachahmungslust und . . . meinem Fluch des Lebens, dem Phlegma. Und so kam nichts als Kopienhaftes heraus.

#### *Geschichtsunterricht*

Ich habe nie einen lebendigeren Geschichtsunterricht erlebt, als in den unteren Klassen bei Herrn Johannes.

Er war von Natur aus etwas komisch geartet, schielte mit beiden Augen übers Kreuz, trug das Haar wie ein verwüstetes Vogelnest und blies die Backen in der Aufregung wie ein Posaunenengel auf. Die großen Figuren und Stunden der Weltgeschichte erfüllten ihn ganz. Wenn er sie in unsere kleine Schulstube beschwor, wurde die lockere Disziplin sofort straff, man sah ihm auf den Mund, begleitete ihn, der im Vortrag gewaltig zwischen den Bänken auf und ab ging, mit heißem Blick, ja, man lernte seinetwegen die Stenographie, um das wundervolle Referat im Heft zu behalten. Er charakterisierte die Führer, unabhängig von jedem Buch, in origineller, tiefdurchdachter Weise, legte die Ursächlichkeit des Geschehens und der Willensentschlüsse drastisch bloß, deckte die Fehler auf und zeigte, warum sie gemacht wurden. Hannibal und Scipio, Sulla und Caesar, Stilicho und Aëtius, die Franken, die Staufer, der Dreißigjährige Krieg, das rauschte vorbei, nicht wie große Schatten, nein, wie großes, wechselvolles Leben. Und immer sagte Johannes zuletzt: »s ist alles noch heute so, nur feiner, nur falscher, nur gekünstelter, nur kleiner. Aus den Spänen Caesars macht man heute ein Dutzend Caesarlein.« Und er lachte spöttisch und zertrte am strohgelben Haarwisch und floh zurück zum unverschnitzten Block.

Unvergeßlich ist mir die Stunde, wo Herr Johannes uns die Schlacht bei Lützen erklärte. Es war, als hetzte er uns selbst ins Getümmel, ritte bald



neben Gustav Adolf, bald neben Wallenstein, schrie Pappenheim herbei, warnte den Schwedenkönig, kniete nieder neben diesem heldischen Toten und ahnte schon den Verrat und Meuchelmord des zurückziehenden Generalissimus. O, wie er eiferte, von Szene zu Szene hitziger wurde, stille stand, wieder durch die Bänke stürmte und seine Arme mit gespreizten Fingern wie zerfetzte Banner über der Wilstatt schwang. (»Aus jungen Tagen«).

\* \* \*

Als ich meinen halbstündigen Schulweg dem einsamen Sarner See entlang zu den letzten Examen machte, regnete es und aus einem vorbeifahrenden Einspanner winkte mir jemand herein. Da saß der Landammann des Kantons und neben ihm der Bundespräsident der Schweiz, Emil Welti. Der hatte ein stählernes Auge und ein Schnurrbärtchen wie Eisen.

»So, Heiri, da siehst du jetzt einen großen Griechen vor dir«, sagte Landammann Hermann. »Pack' den Tornister aus und zeig' unserem höchsten Eidgenossen, was so ein Eidgenöblein aus Sachsen weiß!«

Mir wurde bang, daß das Examen schon auf dem Schulweg und so nahe von Gesicht zu Gesicht beginnen sollte. Der Fuhrmann Balz, neben dem ich einwärts saß, wie er vom Regen betropft, schielte mich heillos lustig an und stieß mich mit dem Ellbogen. »He, nur nicht erschrecken«, hieß das. »Die sind auch Fleisch und Bein wie du und ich.«

Da wurde mir plötzlich alles einerlei. Ich zeigte die Homerbücher, den Demosthenes, und der gewaltige Welti schlug hier auf und dort auf, fragte wie ein Gott, wußte alles, sagte nicht: »Bravo!« nicht einmal: »Ganz recht!« sondern wurde nur immer lauter und zuletzt bekamen wir warm und zankten weil er Menelaos verachtete und ich im Gegenteil sagte, er sei der stillste und bräuste der Helden. »Da hast ja einen Professor, Kläusi«, scherzte Welti zu seinem Jugendfreund Nikolaus Hermann. »Und da, was versteckst du, Student? Wie, den Thukydides? Das steht doch nicht in eurem Stundenplan.«

»O, daraus lese ich für mich ganz heimlich«, bekannte ich verlegen. »Nichts lieber als solche Historiker, Herr, Geschichte! Aber sagen Sie nichts davon, bitte, sonst klagen Ihnen die Professoren, daß ich darüber die Chemie und Physik vernachlässige! Der Schwefelsäureprozeß ist mir entsetzlich.«

Schau',schau', da griff der Bundespräsident in die weiße Weste und drückte mir ein Goldstück in die Hand. Der erste schweizerische Zwanzigfränkler, den ich handlich erlebte! Und ich war gar nicht verblüfft. Das war ja der Bund und Bundespräsident, die solches Geld zu Haufen und vorweg machten.

»Lies weiter, immer so weiter die großen Griechen!« mahnte Emil Welti. »Aber nicht, um einst griechisch zu reden. Das ist vorbei. Fürs Deutsche, fürs reine, gute Deutsche! Doch das verstehst du noch nicht!«

Damals verstand ich's wohl, und als ich zwei, drei klassische Reden von Welti selbst hörte, besonders die Abschiedsrede vom undankbaren Staats-

dienst, da glaubt' ich's auf jedes Wort. Aber heute nicht mehr, so tief ich Lateiner und Griechen verehere. Mögen die guten, festgeleiteten Professoren sagen, was sie wollen, der Umweg über die Antike zum braven germanischen Sinn und Wort ist zu groß. Es gibt eine geradere Straße. (»Lieber leben als schreiben«).

*Federer an P. Emanuel Scherer*

Verehrter hochw. Herr Professor!

Zürich, 6. Nov. 1906

Zur Zeit stark an Asthma leidend kann ich Ihnen nur den Empfang Ihres freundlichen Briefes bescheinigen und meiner Freude über Ihren geplanten Essay aufrichtigen Ausdruck geben. Sobald ich mich etwas erleichtert fühle, will ich nachsehen, ob sich noch einige Papiere von P. Leo sel. unter meinen Briefen finden. Kaum! Vor drei Jahren habe ich das Meiste verbrannt, da die Verhältnisse es fügten, daß sonst fremde Hände in meiner Abwesenheit alles Liebe und Intime des Schreibtisches untereinander geschüttelt hätten. P. Leo hat mir meist Gedichtrezensionen zugesandt. Viel mehr von seinem Wesen lag in diesen Kritischen Episteln nicht als etwa in den Schulkorrekturen. Dagegen habe ich mehrfach recht eindringliche Plaudereien mit dem lieben Verstorbenen gepflegt, wobei die delikate Natur, die Feinfühligkeit, das Rühr-mich-nicht-an seines Innern unter der genierten, ruckweise sich zur Aussprache zwingenden, fast ungern verschlossenen äußern Manier (verzeihen Sie die dunkle Rede!) deutlich hervorblickte. Darüber will ich Ihnen gelegentlich gern einige Aufzeichnungen senden. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Vorhaben und ganz besonders zur Tapferkeit, womit Sie bei allem Trefflichen das schwierig Komplizierte und Schwächliche dieses interessanten Dichters und Menschen nicht verschweigen wollen. Das Sujet dünkt mich ganz darnach, um einem Kundigen wie Sie ein psychologisch literarisches Meisterstück zu ermöglichen.

Es tut mir wahrhaft wohl zu hören, daß mein lb. unvergeßlicher Gönner und Wohltäter, der hochw. Herr P. Rektor sich wieder leidlich wohl befindet. Ich habe ihn vorgestern nicht mit einem konventionellen Namenstagsgruß behelligen mögen. Aber der Karlstag geht nie vorbei ohne hundert dankbare Erinnerungen an meinen lb. wohlwollenden ehemaligen Professor und väterlichen Freund. Und nicht ohne ein ernstes Gebet! Wollen Sie so gut sein und diese Zeilen sowie meine besten Grüße dem hochw. Herrn Rektor in seine Festoktav melden. Auch P. Sigisbert wollen Sie mir bestens grüßen, sowie Ihre übrigen hochw. Herren Konfratres, wobei ich meines lb. Professors Hieronymus besonders gedenke.

Gott segne Ihr begonnenes Schuljahr!

Mit tiefer Dankbarkeit erinnere ich mich noch Ihrer gütigen Unterhaltungen im September 1902 und Ihrer so liebevollen abendlichen Vorlesungsstunden.

In Treue und Verehrung bleibe Ihr ergebener

Heinrich Federer



Zürich, 4. Januar 1917

Hochwürdiger, verehrtester Herr Rektor!

Schon lange wartete ich auf eine passende Gelegenheit, um Ihnen mein dickes, nicht sehr kunstgerechtes, aber mit Herzlichkeit geschriebenes »Mätteliseppi« anzubieten und Sie zu bitten, das Werk als ein Zeichen meiner Dankbarkeit Ihrem Orden und Kollegium gegenüber und als freundschaftliche Erinnerung an den Autor entgegennehmen zu wollen. Nun macht mir die eben eingetroffene Anfrage von H. H. P. Leo betr. eines Prologs den Weg zu Ihnen so bequem, daß ich das Buch gleich mit der Antwort nach Sarnen mitgehen lasse.

Ich bin Ihr in Verehrung ergebener

Heinrich Federer

In seinen Erinnerungen an die Sarnerjahre kommt Federer sehr oft auf Leo Fischer zu sprechen.<sup>8)</sup> Unter den zahlreichen *Freunden*, die Heinrich Federer in den Kollegijahren vertraut und lieb wurden, nimmt ohne Zweifel Anton Stockmann den ersten Platz ein. Hohe Begeisterung für die Kunst verband die beiden, aber auch die Liebe zum Obwaldnerland war beiden eigen. Als Stockmann Sarnen bereits verlassen hatte und sich in München in den Dienst der Schönen Künste stellte, hielt Federer mit ihm durch regen Briefverkehr die Freundschaft aufrecht. Der folgende, im letzten Sarnerjahr Federers geschriebene Brief an Stockmann zeigt uns welch reges Interesse der Gymnasiast bereits für das Kunstschaffen hatte.

Sachsln, 31. Dez. 1886

Lieber Anton!

Wie ich von meiner Reise vom Bodensee heimkehrte, vernahm ich Deine kurz vorher erfolgte Abreise. Du mußtest ja wohl auch, wie ich bei einem Ausflug ins Württembergische, das schwäbische Meer überfahren, und so kann ich mir vorstellen, wie innig und tief Du den schweizerischen Bergen den letzten Abschiedsgruß sandtest und mit etwas bekümmerten Herzen auf das in der Ferne auftauchende bayerische Flachland schautest; ich schied auf einige Tage aus dem Vaterlande und empfand schon Heimweh; Du auf ein Jahr, und da sollte Dich nicht zuweilen ein heimisches Sehnen ergreifen? Aber der Künstlerdrang ist mächtiger, wie ich sehe, und das ist jedenfalls notwendig; denn die Grenzen der Schweiz sind für das Streben des Künstlers, so glaube ich wenigstens, zu enge.

Den nämlichen Eindruck, welchen der Besuch der Kunstsammlungen der Isaarstadt auf Dich machte, – nämlich den Gesamteindruck – hat Deine Beschreibung in mir hervorgebracht, Bewunderung, regen Drang, aber auch große Enttäuschung. Die altdeutschen Bilder haben mich von jeher inter-

essiert; ich stelle mir vor, daß man sie nicht neben Tizians reizende Gemälde stellen dürfte, ohne ihren Glanz verbleichen zu sehen; aber ich glaube auch, daß sie einzeln betrachtet gar manches Auszeichnende und Vorteilhafte an sich tragen, das sich bei vielen italienischen umsonst suchen läßt: wie Würde, Ernst und Ruhe; und wie man von Mozart und Beethoven sagt, daß der erste in seinen wunderschönen Melodien einen Geist offenbare, der in unendlicher Wonne vom Himmel zur Erde niederschwebt, dieser aber auf Erden ringend durch trübes Dunkel und schwere Gewalten sich emporschwingend dem Himmel nähert: so dachte ich immer, Raffael und die berühmten Zeitgenossen steigen in ihren Schöpfungen vom Himmel zur Erde, Dürer und andere in seinem Geiste schaffende deutsche Künstler von der Erde zum Himmel. Ich habe weder das einmal gehört noch gelesen und wage es darum nur Dir zu sagen, der Du mir hierüber bald Belehrung verschaffen wirst. Aber von diesem Kleinlichen hatte ich in ihren Bildern nichts geahnt. Ob ich mich da auch getäuscht habe? Nicht weniger frappiert mich Deine Bemerkung über Rubens. Daß er kraftgenial und hochgewaltig ist, wußte ich wohl; ich sah auch seine Löwenjagd, und wenn ich nicht irre, die Amazonenschlacht... Hast Du von Michelangelo jetzt noch kein Original in Sicht bekommen? Wo muß man denn hingehen in den deutschen Landen, um ein solches studieren zu können? Mit welcher Ehrfurcht würde ich es betrachten, welche Begier empfinden, des großen Meisters eigenhändige Arbeit anrühren zu dürfen! Aber was Du erst von Raffael Santi sagst! Sind nur drei Bilder vom Urbiner in der Pinakothek?... Als ich von Deinem Besuch der vier Säle, die mit den Bildern des Nibelungenliedes geschmückt sind, hörte, da beneidete ich Dich in der Tat, ich gestehe es offen, Dein Glück. Das muß sehr schön sein und darf uns als Deutschen Stammes Kinder wohl mit Stolz erfüllen; mit Stolz auf das Epos und mit Stolz auf die Malerei, nicht wahr?

Ich habe Deinen Gruß an die II. Rhetorik ausgerichtet und sende Dir jetzt einen herzlichen Gegengruß zurück... der üble Ruf, der uns stets voranging und unseren Fersen Schritt für Schritt folgte, derselbe ist noch immer unser steter Begleiter; es ist himmelschreiend, daß eine solche Versammlung hoher Geister nie zu ihrem Rechte gelangt. Horatius gefällt uns wirklich. Aber ob immer alles was er lehrt, er auch tut?

Unser Klassenzimmer ist das nämliche Nr. 2 im Kollegium. Vom Platze aus, den ich da inne habe, sehe ich oft durch das Fenster auf die Sachslerberge hin und besonders auf das Stuckli und die Wandeln. Es überläuft einen kalt, wenn man diese schneeigen Gipfel und Scheitel jetzt in winterlichem Kleide starren sieht; aber auch ein frohes und doch wehmütiges Gefühl beschleicht mich dann immer; ach der schöne Sommer, ach die lieblichen Tage sind vorbei. Ob wohl noch einmal solche Gelegenheit zu frohen geselligen Wanderungen in den Bergen sich uns bietet! Es ist vorbei überhaupt mit den frohen Jugendstunden, so redt mir oft ein tückischer Geist ein; in der Tat, lieber Stockmann, ich bin oft schrecklich schwermütig, und meine Gedichte sind



Zeugen davon... P. Leo gibt wieder einen Band Gedichte heraus; darauf bin ich begierig. In der Schule machten wir »Moses auf Nebo«.

In der Fastnacht wird »Bruder Klaus« gespielt. Wie es sich abspielt, wer sich beteiligt, ist noch unbekannt...

Bleibe mein Freund und sei in der Hoffnung auf ein recht baldiges Schreiben herzlich begrüßt von Deinem Dich liebenden

Heinrich Federer

Durch all die künftigen Jahre kam Federer in seinen sehr zahlreichen Briefen an Anton Stockmann häufig auf seine Mitschüler am Kollegi zu sprechen und bewies stets aufs neue, wie es ihm eigen war »Freunden ein Freund zu sein«.

Im Jahre 1886, als Heinrich die letzte Klasse am Sarner Gymnasium durchlief, starben ihm Vater und Mutter weg.<sup>9)</sup> Wie sehr er mit seiner Schule und deren Lehrern verbunden war, ersehen wir aus der Tatsache, daß er allen Ernstes daran dachte Benediktiner von Muri-Gries zu werden. In der Tätigkeit seiner Lehrer sah er sein eigenes Ideal. Es muß sehr schmerzlich für ihn gewesen sein, wegen mangelnder Gesundheit auf dessen Verwirklichung zu verzichten. In seinem Herzen bewahrte er den schwarzen Mönchen in der »klassischen Kutte St. Benedikts« unentwegte Treue. Da er in Sarnen damals noch keinem philosophischen Studium obliegen konnte, zog er für ein Jahr ans Kollegium nach Schwyz,<sup>10)</sup> wo er indes die Maturitätsprüfung nicht ablegte, weil sie für künftige Theologiestudenten nicht gefordert wurde.

In das Studium der Gotteswissenschaft vertiefte er sich zuerst in Eichstätt<sup>11)</sup>, dann in Luzern<sup>12)</sup> und Fryburg und bereitete sich im Priesterseminar in St. Georgen-St. Gallen auf die Priesterweihe vor, die er von Bischof Augustinus Egger<sup>13)</sup> am 18. März 1893 in der Domkirche zu St. Gallen empfing.

*Federer an Abt Augustin*

Hochwürdigster, gnädiger Herr!

Am 17. und 21. Dezember werden mir die Weihen des Subdiakonates und des Diakonates erteilt. Diese großen Feiertage meines Lebens will ich nicht anrücken lassen, ohne Ihnen, meinem früheren Lehrer, davon Meldung zu tun, der Sie immer wie ein Vater mir zugetan waren und auch in Ihrer hohen Würde meiner nicht vergessen haben. Gewiß werden Ihre Gnaden Freude haben, den einstigen Zögling nun so nahe dem Altar zu wissen, und ihm in Ihrer frommen Andacht auch zuweilen ein liebes Gebetlein widmen.

Aber nun komme ich mit einem großen Ansuchen, wozu mich die Liebe ebenso heftig bestimmt als die Ehrfurcht vor Ihrer hohen Person mich davor zurückschreckt. Bei der Erwägung nämlich, wen ich zum geistlichen Vater am Tage meiner Primiz wählen solle, weiß ich, soweit mein Auge sieht, keinen

Priester, dem ich so anhänge aus innigstem Herzen, den ich so recht kindlich liebe, als Sie, gnädiger Herr. Waren Sie doch mein Lehrer in den schönsten Fächern. Die schönsten Erinnerungen aus jener jungen Zeit locken mich unablässig in jenes stille Zimmer, in welchem Sie uns vom Katheder aus den Horaz so lieb, die altdeutschen Dichtungen so wertvoll, den hohen Sinn des klassischen Zeitalters so verständlich gemacht haben. Aber noch mehr Ihre Fürsorge für gleich kräftige Seelenspeise, Ihre ganz besondere Güte gegen mich, die frühere Hoffnung, unter Ihrem Stabe einst im schlichten Benediktinerkleid wirken zu können, das alles verbindet sich in mir zu einem stillen Wunsche, Sie möchten mir als geistlicher Vater gelten, Sie, mit dessen Namen sich ohnehin derjenige eines Vaters für mich unlöslich verbindet. Dazu fällt mir ein, daß Ihre Gnaden jeweilen zur Osterzeit in Obwalden weilen, gerade zu jener Zeit, wo ich meinen großen Tag in Sachseln zu begehen hoffe. O wie erhebend müßte er mir werden, wenn der hochwürdigste Abt von Muri-Gries ihn mit seiner hohen Gegenwart verherrlichen könnte.

Aber anderseits schreckt mich in der Tat Ihre Würde zurück. Ist es nicht Anmassung von mir, bei der Ausschau nach einem geistlichen Vater gleich auf den höchsten Gipfel zu blicken, wo Inful und Stab und mehr noch das Silberhaupt eines hochgefeierten, weitverdienten und immer noch jugendstarken Geistes erglänzt? Ja, es wäre Frechheit in jedem anderen Falle, wo sich die Umstände der Dankbarkeit und Liebe, des Andenkens und der Erinnerung nicht so schön und eigentümlich fügten.

Hochwürdigster, gnädiger Herr, wenn die Erfüllung dieses Wunsches mit Ihrer hohen Stellung und den vielen Aufgaben, welche auf den Schultern eines Abtes von Muri-Gries lasten, schwer zu einigen wäre, nicht wahr, dann entschuldigen Sie doch meine Unbescheidenheit. Sie floß aus so lauterer Quelle, daß Ihre Gnaden dieselbe nicht mit dem gewöhnlichen Maße der Anmassung bemessen werden.

Wie nun Ihre Gnaden Antwort, auf die ich Tag für Tag mit Sehnsucht warte, ausfallen mag, – eines ist mir jetzt und immer sicher, daß ich in unvergänglicher Treue und Anhänglichkeit sein will

Ihre Gnaden untertänigster und dankbarer Sohn

Heinrich Federer

St. Georgen, 2. Dezember 1892





Abt Augustin Grüniger

Seine Verbundenheit mit dem Kollegium kam am Tag seiner hl. Primiz, am 23. April in Sachseln aufs schönste zum Ausdruck. Dem Freunde Anton Stockmann schreibt er darüber:

Jonschwil, 31. Mai 1893

Lieber Anton!

Unvergeßlich bleibt mir dieser eine Tag (der Primiz in Sachseln am 23. April 1893). Denn ob auch manches Widrige sich ins Heiligste schleicht, dieser Sonntag hat zu Großes und Schönes gebracht, um die unzertrennlichen Schatten auch nur beklagen zu wollen. Volk und Priesterschaft hatten das Ihrige vollauf getan, eine Menge Andächtiger füllte das Gotteshaus und, die ich liebe vor allem, waren die meisten da. Der Morgen mit der frischen, hohen Bergwacht ums Tal, mit den schneeweißen Blütenbäumen, mit dem unbewölkten lieben Himmel, o wie machte er mich begeistert und dankbar für das Kommende. Es war ein Tag, den der Herr gemacht hatte, lb. Freund. Die prächtigen Kirchengewänder, – warum sollte ich dieser süßen Äußerlich-

keiten nicht gedenken, – der malerische Zug vom Pfarrhof in die bekränzte, von Orgelsgewalt erfüllte Kirche, mit Abt und Benediktinern, Klerus und Leviten, und rotberockten Ministranten, mit Kreuz und Fahne vor den Altar unseres Seligen, der prächtige Gottesdienst so ganz im hohen römischen Stil, wozu P. Gallus und die Studenten vollzählig einen wundervollen Meßgesang mit Orchester schenkten, die tüchtige Predigt, das liebevolle, große Volk, sage mir, lb. Anton, ist das nicht erhebend, bevor man auch nur an den eigentlichen, nun zum ersten Mal genossenen – und ach glühend genossenen – Inhalt der Messe denkt? Denn von letzterem schweige ich, weil wir das Unsrige dabei besser denken als aussprechen.

Am Mittagstisch redeten Abt Augustin, die beiden Herren Wirz,<sup>1</sup> der Rektor<sup>2</sup> und Pedrazzini. Dein Vater,<sup>3</sup> Anna und Louis hatten mir die ehrenvolle Freude ihrer Gegenwart erwiesen. Einige Kameraden, die sich meiner in Luzern noch erinnerten, brachten ein geradezu kunstedles Violinkonzert zuwege, und ihre rücksichtsvolle Güte gegen mich hatte dabei alles Mozart, und zwar den tiefsten und lautersten Mozart aufgelegt. Das war meine Primiz.

In unverminderter Jugendtreue Dein Freund Heinrich Federer

*Federer an Abt Ambros Steinegger*

Als Abt Augustin vier Jahre später starb, schrieb er an dessen Nachfolger:

Jonschwil, 26. Mai 1897

An Seine Gnaden, Abt Ambrosius Steinegger von Muri-Gries!  
Hochwürdigster, gnädiger Herr!

Den letzten ehrfurchtsvollen Glückwunsch auf Ihre Gnaden Konsekrationstag und ein langes, glückliches Schalten auf dem ehrwürdigen Abstuhl der Muri-Herren sendet Ihnen der geistliche Sohn Ihres lb. Vorgängers, des hochw. Abtes Augustinus zu. Wohl komme ich spät, aber Ihre Güte, ich weiß es, wird mich entschuldigen und nachsichtig sein mit einem, den die aufrichtigste Trauer über den Tod seines lieben geistlichen Vaters und größten Wohltäters von Kindsbeinen an nicht wohl zum raschen Gratulieren kommen ließ.

Nun bin ich aber durch Ihren edlen Vorgänger so innig mit dem Kollegium in Sarnen und Ihrem Stifte verbunden, daß ich mich sehne, dem neuen Abte meine tiefste und freudigste Huldigung darzubringen und die Bitte beizu-

<sup>1</sup> Wirz Theodor von Sarnen, (1842–1901), Obwaldner Ständerat 1872–1901.

<sup>2</sup> Wirz Adalbert (Bruder Theodors [1848–1925]), Ständerat 1901–1925.

<sup>3</sup> P. Karl Prevost (1840–1907), Rektor von 1887–1907.

<sup>4</sup> Stockmann Melchior (1831–1922), Arzt.



fügen, daß etwas von der Vatergüte und Vaterliebe des verstorbenen Prälaten auf seinen würdigen Nachfolger übergehen möge.

Wenn ich mich nicht sehr irre, so habe ich Ihre Gnaden in einer bedeutsamen und zugleich der glücklichsten Zeit meines Lebens zum ersten Mal gesehen, nämlich in Begleitung meines geistlichen Vaters, in St. Gallen, eine Woche vor meiner Primiz. Ich betrachte dies als ein glückhaftes Zeichen und stelle mir vor, Gott habe mir schon damals an den Eingang ins Priesterleben zwei Männer gestellt, in deren Vorbild und Wohlwollen ein gutes Teil meines Lebens sich kindlich und dankbar einfügen dürfe und solle.

So möge denn die Gunst des Himmels und die Fürbitte Ihrer hohen, edlen Vorgänger Sie in langer und gesegneter Regierung dem blühenden Stifte und der herrlichen Sarnerschule erhalten! Darum bete ich mit der Liebe und Treue eines Sohnes.

Zum Schlusse wollen Ihre Gnaden mir eine bescheidene Bitte zugute halten! – Ich habe das Totenbildchen des hochwst. Abtes sel. bekommen. Da ich aber seit meiner Kindheit und zumal seit den Studien mit Prälat Augustinus so innig vertraut war wie ein Sohn mit dem Vater, und mir der Hochselige gar oft ein Andenken zugesagt hat, so bitte ich Ihre Gnaden inständig um ein kleines Andenken aus des geistlichen Vaters Nachlaß, sei es ein altes Gebetbüchlein, das der hohe Verstorbene brauchte, oder eine alte Stola oder irgend etwas von ganz geringem materiellen Werte. Für mich wird es einen umso größeren ideellen Wert haben. Sie würden mich durch Ihr Entsprechen überaus glücklich und dankbar machen.

Darf ich in diesen Brief eine Zeile an den hochw. P. Leonard legen, der ein Genosse und Freund meiner Studien in Sarnen war?

Mit Erneuerung meiner Grüße und ehrfurchtsvollen Glückwünsche verbleibe ich Ihre Gnaden kindlich ergebener

Heinrich Federer, Caplan

Die toggenburgische Pfarrgemeinde Jonschwil wurde nun für beinahe sieben Jahre Federers seelsorgerliches Wirkungsfeld. In mancher Hinsicht wurde es für ihn eine selige Zeit. Sein Dienst an Gott und Volk beglückte ihn. Jonschwil war ihm ein liebes Lachweil geworden. Das Volk mit all dem Frohen und Ernsten gefiel ihm. Er sah der Menschen Gutes und Liebes, Süßes und Bitteres und begann mit schreiblustiger Feder seine Lachweiler Geschichten zu erzählen. Einstweilen aber ließ er sie in seiner Schublade liegen. Mit literarischen Studien, mit Essays und Rezensionen bediente er verschiedene Zeitungen. In dieser Zeit regte sich in ihm der kühne Wunsch, mit einem dramatischen Werk von seinem dichterischen Können Zeugnis zu geben. Was konnte ihm näher liegen, als den Versuch auf der Sarner Kollegi-Bühne zu wagen! Mit dem Neubau des dortigen Gymnasiums war ja auch ein recht guter Theaterraum erstellt worden. Bei P. Sigisbert Meier, dem Leiter der Studentenbühne, fand er Verständnis und Wohlwollen. Federer,

der ohnehin ein sehr begeisterter Geschichtsfreund war, befaßte sich nun mit Thomas Becket, dem Erzbischof von Canterbury, der im Jahre 1170 unter König Heinrich II. von England als Märtyrer der Kirchenfreiheit starb.

An Anton Stockmann schrieb er:

Jonschwil, 10. Dez. 97

Lieber Anton!

Vor drei, vier Tagen habe ich meinen »Thomas« dem P. Sigisbert zugesandt. Ich bemerkte ihm, er solle Dir die Tragödie zu lesen geben. Denn ich bin gespannt darauf, was Du wohl dazu sagen wirst. Ist das Drama doch direkt auf Dich zurückzuführen, der mir den Ansporn und den Helden bezeichnete. Ich spreche es nun Dir gegenüber offen aus, daß ich im »Thomas« für die Studentenbühne in Sarnen ein nicht unpassendes oder unwürdiges Stück geschaffen zu haben glaube. Für ein jugendliches Publikum, das vor allem begeistert sein will, kommt ja Schwäche der Charakteristik nicht so sehr in Betracht. Sollte aber mein Opus von Welt- und Lebenskundigen gemustert werden, so würde ich zum vorneherein auf keine gute Note hoffen.

Schon jetzt möchte ich allerlei ändern, wenn es nicht an Zeit gebräuche, um die einzelnen Personen schärfer zu beleuchten und das Treibende der Handlung natürlicher und zwingender zu gestalten. Jedenfalls soll dies nicht die letzte Form des Dramas sein.

Bei meinem Schlendrian habe ich mich erst so recht eigentlich vergangenen Juli einmal an die Arbeit gesetzt, nachdem ich im Winter über den Anfängen eingeschlafen war. Dann ließ ich die Sache wieder bis im November liegen. Jetzt aber raffte ich mich auf und hastete in kurzem das meiste zusammen. Die Spuren dieses unfleißigen Wirkens sind nun leider an der Arbeit hinterblieben. Aber mittlerweile ist mich doch die Lust angekommen, Ähnliches wieder zu schaffen, aber dann in Ordnung und Gesetz und mit eingehendem Vorstudium.

Trotz aller Mängel würde ich mich doch freuen, wenn das Stück bühnenfähig erklärt wird. Besonders bitte ich Dich, den Patres die Länge des Theaters auszureden. Die bekanntesten Dramen sind in Wahrheit länger. Besonders ungern ließe ich die Fluchtszene ausmerzen, welche P. Sigisbert vielleicht erläßlich findet. Die Kreuzfahrer dienen mir zur Farbe jenes bunten Jahrhunderts.

Lasse mich dann hören, was Du urteilst, und tue es unverhohlen! Mit Grüßen an Deine mir so liebe Familie bleibe ich Dein treuer

Heinz.



Wenn auch dem 1898 im Kollegitheater aufgeführten Stück ein recht schöner Erfolg beschieden war, so konnte Federer sich doch nicht entschliessen, die Mängel seines Werkes durch eine gründliche Umbearbeitung auszubessern. Vielmehr erkannte er, daß nicht Melpomene, die Muse tragischer Dichtung, sondern Kalliope, die Muse epischer Kunst, ihm vor allen anderen gewogen war. In ihrem Dienst sollte Federers Name Klang und Ruhm erwerben. Freilich war der Weg zur Höhe ein weiter, führte er ihn doch durch die Redaktorenstube der »Neuen Zürcher Nachrichten« (1899–1902) und dann jahrelang durch umbrisches Land. Zeiten materieller Dürftigkeit und bitter empfundener Vereinsamung. In diesen Jahren stand ihm von den »Kollegiherren« P. Sigisbert Meier<sup>14</sup>), mit dem er regen Gedankenaustausch über Kunst und Literatur hegte, am nächsten.

Als 1907 der Rektor des Kollegiums, P. Karl Prevost, starb, schrieb Federer an dessen Nachfolger im Rektorat, P. Johann Baptist Egger:<sup>15</sup>)

Hochwürdiger, verehrtester Herr Rektor!

Ziemlich vor Weihnachten bin ich infolge meiner üblen Gesundheit von Zürich verreist und erst vor ein paar Tagen zurückgekommen. In Italien und im Tyrol, wo ich fern und ohne Zeitungen und Briefe weilte, habe ich erst viele Wochen nach den Ereignissen den Tod des lb. hochw. Herrn Rektors, meines liebevollen Wohltäters, und Ihre Erwählung zum Nachfolger im Rektorat vernommen. So spät, ich betone es, daß es wohl nicht anging, noch zu kondolieren oder zu gratulieren.

Einmal möchte ich aber doch nach Sarnen ins liebe Kollegium berichten, daß diese Ereignisse mich tief berührt haben. Und wie ich im Gebet und in meiner Erinnerung dankbaren Herzens dem Verstorbenen Treue bewahre, so versichere ich Sie, hochw. Herr Rektor, meiner aufrichtigen Hochachtung in Ihrer neuen bedeutenden Stellung und bete und wünsche, daß Gott Sie mächtig im Erziehungswerk der blühenden Anstalt unterstütze und Ihnen viele, schöne Erfolge sichere, Erfolge, würdig Ihres Talents und Ihres bekannten hohen Arbeitseifers.

Wenn ich Sie einst wiedersähe, hoffe ich Sie im vollen Amtsmut und in den besten Hoffnungen und Freuden eines so großen Berufes wieder zu sehen.

Am Schlusse möchte ich Sie bitten, meiner alten Anhänglichkeit für die lb. hochw. Herren Professoren, zumal für jene, die mich noch unter dem Stäblein hatten, gütigst Ausdruck geben und meine besten Grüsse vermitteln zu wollen. . . .

In Verehrung und Ergebenheit bin ich Ihr

Heinrich Federer

Zürich V, Billrothstr. 24. Mai 1907

Es ist nicht feststellbar, wie oft Federer in den folgenden Jahren seine »alte Anhänglichkeit« an das Kollegium in Briefen zum Ausdruck brachte. Aber als man 1917 auch in der Kantonalen Lehranstalt das Bruderklausenfest (den 500. Geburtstag des Seligen) in ganz besonderer Weise feiern wollte, lag es nahe, Federer um einen Hymnus auf Bruder Klaus zu bitten. Er entsprach der Bitte und schrieb einen kraftvollen Bruder-Klausen-Psalm, der nach des Dichters Tod in den Gedichtband »Ich lösche das Licht« aufgenommen wurde.

*Teil des »Bruder-Klausen-Psalms«*

...  
Obwaldnertanne, ohn' Prahlen und Stolz,  
Doch vom ältesten Adel, von Bauernholz!  
Zwar wie Abels Geschlecht zur Erde gebückt,  
Zu ihrem Schwitzen und Schaufeln und Jäten,  
Und dennoch näher dem Himmel gerückt  
Als die Bücherweisen und Wolkenpoeten,  
Mit Sonn' und Wind wie mit Brüdern plaudernd,  
Und dem täglichen Wunder, wo Stoff und Geist  
Geheimnisvoll ineinanderreift,  
Wie ein Kind so nah... wie ein Kind erschauernd,  
Das ahnet und glaubt, was es nicht begreift;  
In den Himmel mit mächtigem Heimweh schauend,  
Doch bäuerlich klug deine Scholle bebauend,  
Mit der einen Hand in der Ewigkeit,  
Mit der andern hackend, heimsend, zählend,  
Und nicht die kleinste Minute verfehlend  
Von der dutzendstündigen Werktagszeit:  
So stehst du, ein Bauer, der Erde genügend. . .  
Und doch schon am himmlischen Acker pflügend.

Unser Dichter hat sich herzlich gefreut, daß seinem Schaffen auch im Kollegium Anerkennung zuteil wurde.<sup>16</sup>)



Geschwätziger Mensch! Sie  
Gruß P. Kallow!

Esß gestern konnte ich Ihnen  
so schön, gefallvollan u. übermüht  
Grußschreiben. Ich überbrachte Ihnen mit der  
nötigen Ruhe und Geduld, wie Sie es  
lieber Herr, jetzt ist für u. beglückwünsche  
den Tag. Es ist mir überaus lieb, wenn  
Sie bei Ihren gewaltigen Kallowstücken noch  
Zeit zu so wertvollen, bel. Sie u. so sehr mich  
verpflichten. Ich bin Ihnen dankbar. Gott segne Sie  
Herrn Kallow in Ihnen!

Ich muß mich auf mich für den  
guten Brief danken. Bei den Kallow  
konnte ich leider noch nicht gehen. Aber heute  
dieser Monats sollte ich ihn so gut als Kallow,  
zu Kallow.

Ganz innig mich zu Kallow,  
wenn ich Sie noch so vielen Jahren  
dieser Tage, vielleicht persönlich sehen u.  
Grußschreiben. Ich weiß nicht, wann man Kallow  
nicht so sehr Kallow, wenn man, vielleicht  
zu Kallow! Wenn Sie von mir einen Brief  
wollen, so zu Kallow, so zu Kallow, was  
müßte Kallow ich noch von Kallow Kallow  
Ihre so großartigen Kallow Kallow. Kallow  
Margarete, Kallow, Kallow, Kallow, Kallow u.  
ein Kallow Kallow Kallow, Kallow Kallow  
Kallow Kallow. Kallow Kallow Kallow  
Kallow Kallow Kallow Kallow Kallow!

Ich bin in Kallow u. Kallow  
Ihre Kallow Kallow Kallow  
Kallow Kallow.

Zürich 8,  
11. 2. 17.

Faksimile eines Briefes von Heinrich Federer  
an Dr. P. Joh. Bapt. Egger, Rektor

An Dr. P. Bruno Wilhelm

Zürich, 20. Nov. 1926

Hochw. verehrter Herr Professor!

Soeben habe ich Ihren prächtigen Aufsatz in den Monat-Rosen gelesen. Wenn ich auch sehr gut weiß, daß diese Pracht für meine Person zu groß ist, wie etwa ein köstlicher Prälatenrock, den man einem kleinen Kaplan überwirft, so bin ich doch eitel und kindlich genug, um an allem Freude zu haben, was Sie Gutes von mir sagen, besonders dort, wo ich so frech bin, es zu verdienen.

Herzlichen und nochmals herzlichen Dank, lieber Kollegi Herr! Ach, wüßten Sie nur, was alles ich beim letzten Worte denke, vom Schönsten meiner Jugend denke! Nie vergesse ich das Kollegi, so wenig als ich meine junge Seele oder den Bruder Klaus je vergesse. Grüßen Sie mir, bitte, alle Ihre lb. hochw. Kollegen, vor allem den Herrn Rektor! Könnte ich doch wieder einmal durch jene Gänge schreiten, an Ihrem Tische sitzen, übers Seefeld spazieren!

Leben Sie wohl! Ich habe jetzt an einem Weg gezupft, das mir an diesem langen Asthma-Sonnabend den schönsten Faden zu spinnen geben wird.

In Liebe und Verehrung

Ihr Heinrich Federer

NB. Ich möchte hier endlich einmal einen alten Irrtum berichtigen. Im »Pilatus« ist die dort gestreifte Mittelschule nicht die Sarnerische, sondern die Luzernerische. Von den Fenstern der letztern sah man in den oberen Gängen die Schroffheit des Berges und von dieser mehr mit Weltlehrern besetzten Schule gelten die Späßchen, die ich mir über mein liebes Kollegi nie erlaubt hätte. Ich bedaure, daß der Faden der Erzählung viel eher an Sarnen denken läßt.

Heinrich Federer

Und wieder bot sich eine festliche Gelegenheit, den mittlerweile hochgefeierten Dichter zum Wort kommen zu lassen. Als das Kollegium sich anschickte, die 900-Jahrfeier des Klosters Muri festlich zu begehen, wurde Federer wieder um einen poetischen Beitrag gebeten. Seine Antwort lautete:

An Dr. P. Hugo Müller

Zürich, 16. März 1927

Hochwürdig, lieber Herr Professor!

Ihre Anfrage hat mein altes Blut gehörig in Wallung gebracht; einesteils um der großen Ehre willen, die Sie mir zudenken, andernteils infolge der dauerhaften Liebe, die mich mit dem »Kollegi« verbindet, wenn schon sie sich durch Jahrzehnte nie nach außen bekundet. Ich glaube nicht, daß es einen Kollegi-Schüler gibt, der öfter und wärmer an die herrlichen Gymnasialjahre zurückdenkt als ich Sechziger.



Wie gerne würde ich also den Prolog verfassen, nur schon, um wieder einmal meine Dankbarkeit auszusprechen! Wenn ich Sie trotzdem bitte, von mir abzusehen, werden Sie mir darum gewiß glauben, daß meine Gründe triftig genug sind.

Sehen Sie, lieber Herr Dr. ich bin sowieso kein Versdichter. Nur aus Zwang (der Freundschaft und Verehrung!) habe ich seit dreißig Jahren etwa noch zwei-, dreimal ein Gedicht, einen Prolog probiert. Vor zehn Jahren Ihrem verstorbenen Rektor zulieb aufs Bruder-Klausen-Jubiläum. Aber es war jedesmal ein handwerkliches Bemühen und Schwitzen, wobei das Resultat mich wenig befriedigen konnte.

Nun kommt dazu, daß ich bald zwei Jahre schwerer Brustleiden – neben allem Asthma – auf mir lasten habe, mit täglichen Fiebern und daß ich gerade jetzt aus einer kleinen, aber mühseligen Brustfellentzündung schlüpfe. Die starken Medikamente, zu denen ich gezwungen bin, haben mich heillos müde, schlaff und geistig dürr gemacht, so daß ich zur Zeit nicht einmal in Prosa einen ordentlichen Artikel zuwege bringe. Wie noch viel weniger ein Gedicht, gar eines, das des großen Anlasses würdig wäre!

Stünde es nur halb besser um mich, so würde ich trotzdem versucht haben, Ihrer lb. Einladung nachzukommen. So aber sehe ich mich in der baren Unmöglichkeit, eine gute Strophe zu leisten.

Halten Sie mich also bitte nicht für faul oder undankbar, sondern haben Sie lieber Bedauern mit mir.

Im Herbst habe ich noch an meinen Jugenderinnerungen schaffen können. Das war mir eine liebe und leichte Arbeit. Wenn sie einmal vollständig, in Buchform, erscheint, werden Sie sehen, wie innig ich darin des alten Kollegiums und der alten Kollegizeiten gedacht habe. Der liebe Pater Philipp wird sich darin porträtiert finden. O wie schön waren doch jene Jahre! Mit großem Interesse werde ich im Geiste Ihrem Feste beiwohnen. Schon jetzt freue ich mich auf die Festschrift. Grüßen Sie mir den hochw. Herrn Rektor und alle Ihre verehrten Confratres und seien Sie aufs beste begrüßt von Ihrem dankbar ergebenden

Heinrich Federer

Wie tief es der von Krankheit geprüfte Mann bedauerte, am Feste nicht teilnehmen zu dürfen, geht aus folgendem Schreiben hervor.

Zürich, 11. Juni 1927

An die lieben hochw. Herrn Rektor und Professoren vom Sarner Kollegium!

Hochwürdiger Herr Rektor!

Längst habe ich mich damit abgefunden, den liebsten Festen und Feierlichkeiten zu entsagen. Aber heute wird es mir bitter wie lange nicht mehr, abseits stehen zu müssen.

Es hätte mich für tausend Entsagungen überreich entschädigt, wenn ich heute und morgen auch nur eine Stunde in Ihrem lb. Kreise das stolze Stiftsjubiläum hätte mitbegehen und mich wieder einmal am unvergleichlichen benediktinischen Geiste hätte erquicken können.

Wüßten Sie nur, wie die sieben Kollegijahre noch frisch in mir leben, mit der trauten Konviktskapelle und ihrem Fensterbild des gewaltigen Erzvaters, der seine Schutzbefohlenen in Obhut nimmt, mit dem sanften Harmonium, den herrlichen Exerzitien, am Palmsonntag begonnen, dem Fronleichnamsegens  $\frac{1}{4}$  vor 4 Uhr durch die Oktav, der Sodalität unter P. Rupert Keusch und mit den unvergeßlichen Schulstunden im alten Kollegi und im Konvikt, mit hundert Wohltaten, die mir die nun fast alle verstorbenen Patres erwiesen, und mit der Güte, mit der mir das Kollegium in guten und harten Tagen beistand: o, Sie begriffen es gut, daß mir ein paar Zeilen hier niemals den Händedruck und lebendigen Gruß von Gesicht zu Gesicht und die mündlichen Glückwünsche ersetzen können.

Aber ich rede von mir, statt von Obwalden, von der ganzen katholischen Schweiz, für die Ihr Stift, Ihre Schule, eine reiche Segensquelle war und bleiben wird.

Ihr Stift! Welch ein Bau, welch ein Institut, welch ein seltener gottbegnadeter Jubilar, einst von weltlicher, jetzt von doppelt schöner geistlicher Fürstlichkeit umflossen!

Wie oft habe ich Sie, Mönche von Muri-Gries, um Ihr seliges Klosterleben beneidet. Wie oft dachte ich es mir als Ideal, Professor vom Sarner Kollegium zu sein. Einst streifte mich Ihre schwarze Kutte ganz nahe unter Abt Augustinus. Sie erschrecken vielleicht und flüstern: Behüt' Gott! – Ich weiß, ich weiß und senke das Haupt. Aber dennoch sag ich: wie viel besser, reicher, echter wäre mein Leben und Wirken geworden, frei von großen Schäden, und nicht auf eitel Papier, nein, in die Seele geschrieben.

Warum sollte ich das Ihnen, liebe Jubilaren, bei einem so ergreifenden Anlaß, der einem Herz und Zunge öffnet, nicht ehrlich sagen dürfen?

Könnte ich doch noch einmal dieses liebe alte Kollegi sehen; könnte ich dem jetzigen hochwürdigsten Herrn Abt, der bei meinem Eintritt die zweite



Rhetorik zierte, meine Verehrung bezeugen; könnte ich die Hand jedem Ihrer Patres drücken und alle meine Kollegi-Genossen grüßen, die lieben, weitzerstreuten, aber durch ein geheimnisvolles benediktinisches Band verbundenen!

Gott segne das unsterbliche Stift Muri-Gries, das liebe »Sarner Kollegi«, Abt, Rektor und Professoren, so hohe geistige Gäste und zugleich Wirte Obwaldens, der Schweiz! Ach, trüge doch, wie einst die Heinriche und Konrade Abteien und Münster auf ihren kaiserlichen Händen trugen, unsere Mutter Helvetia auf ihrer nicht schenkenden, nein, wiedergutmachenden Hand wenigstens diese eine Abtei auf ihren alten Heimatboden zurück!

Und nun, hochwürdiger Herr Rektor, grüßen Sie mir den hochwürdigsten Herrn Abt, alle Ihre Patres, das liebe alte »Kollegi«, in dessen Kapelle meine teure Mutter zur katholischen Kirche übertrat, die lieben Festleute, Obwalden, und seien Sie selbst aufs herzlichste begrüßt von Ihrem ewig dankbaren »Kollegi-Kind«

Heinrich Federer

\* \* \*

Diesen Brief Federers, einige Monate vor des Dichters Tod geschrieben, dürfen wir als sein Testament an das Kollegium betrachten. Es drängt uns, dem lieben und guten Freunde unserer Schule für seine Treue und dankerfüllte Ergebenheit ein herzliches Dankeswort zu sagen. Wohl ist Heinrich Federer am 29. April 1928 allem Irdischen und Mühevollen entrückt worden, doch betrachten wir es als unsere besondere Aufgabe, nun auch ihm in dankbarer Liebe ergeben zu sein, sein kostbares Werk als teures Erbe zu hüten.<sup>17)</sup>

## ANMERKUNGEN

<sup>1)</sup> Paul Federer war am 20. Juni 1840 in Berneck (Kt. St. Gallen) geboren, wo seine Vorfahren seit vielen Generationen als Gewerbetreibende lebten.

<sup>2)</sup> Witwe Verena Jäger, geb. Nägeli (1829–1886) aus Bülach, war in erster Ehe, aus welcher vier Kinder stammten, mit einem Berner Kaufmann, der in Zürich ein blühendes Geschäft betrieben hatte, verheiratet gewesen.

<sup>3)</sup> Das Bruderklus- Erlebnis hat in Federers junger Seele mächtig gewirkt. Zeugnis davon legen ab die Erzählungen: »Das Wunder in den Holzschuhen«, »Wie Bruder Klaus lesen lehrt«, »Der Fürchtemacher«, »Spitzbube über Spitzbube«, »Ein Besuch beim Eremiten«. In der Einleitung zu den »Geschichten aus der Urschweiz« schreibt Federer: »Mich zwang es förmlich, das Wesen des Bruder Klaus besser zu ergründen... in dieses einzigartige Gemisch von Himmel und Erde inniger einzudringen...« vgl. auch Federers Werk »Nikolaus von Flüe«, Verlag Huber, Frauenfeld, 1928.

<sup>4)</sup> Das Alexius-Drama, von dem Federer berichtet, wurde 1882, das Bruderklus-Drama 1887 aufgeführt. Aus Federers Erzählung geht hervor, die beiden Stücke seien unmittelbar nacheinander aufgeführt worden.

<sup>5)</sup> Über die Kollegijahre wollte Federer einen eigenen Erinnerungsband zusammenstellen. »Wenn ich noch dazu komme, den 2. Band, eben diese herrliche Gymnasialzeit zu erzählen, dann wird mein kindhaftes Erzählen ernster und wichtiger, es kommen die eigentlichen Lebensfragen, und hier ist dann auch der Platz unserer so schönen, reinen, guten Freundschaft mit allem Drum und Dran. Erst von da an würde sich Obwaldens Bild und das Leben darin vertiefen und vergeistigen. Der erste Band hier (»Am Fenster«) in seiner vielfach gedankenlosen Bubenhaftigkeit und in seinem schier materiellen Drauflosleben konnte und durfte naturgemäß daran noch nicht denken. Wenn der zunehmende Zerfall meiner Kräfte und die Aufnahme des ersten Bandes nicht gar zu ungünstig vorgehen, werd' ich gewiß diesen 2. Band bis zum nächsten Herbst veröffentlichen können.« (Brief an Anton Stockmann, vom 15. November 1927)

Leider war es dem Dichter nicht vergönnt, sein Vorhaben auszuführen. Der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand. Federers Freund C. Kindlimann gab unter dem Titel »Aus jungen Tagen« einige Kapitel des von Federer geplanten Buches heraus.

<sup>6)</sup> Vierzig Jahre zuvor hatten die aus dem Kloster Muri vertriebenen Benediktiner auf Ersuchen der Obwaldner Regierung die Lehrtätigkeit am Kollegium in Sarnen begonnen.

<sup>7)</sup> Augustinus Grüniger, von Altendorf (1824–1897); Gymnasiast in Muri bis zur Aufhebung des Klosters (1841); legte 1848 in Gries die Profeß ab, wurde 1849 Priester und kam im folgenden Jahre als Lehrer an das Sarner Kollegium.

<sup>8)</sup> Bei dessen Tod schrieb Federer in der »Ostschweiz« 1896 Nr. 32, 33 einen Nekrolog, der Zeugnis gibt von der hohen Verehrung für den allzu früh Verstorbenen.

<sup>9)</sup> Paul Federer starb am 14. Januar 1886 in der Nervenheilanstalt St. Pirminsberg in Pfäfers. Mutter Verena starb am 3. April 1886.

<sup>10)</sup> In Schwyz trat Federer dem Schweizerischen Studentenverein bei und veröffentlichte in dessen Organ den »Monatrosen« zahlreiche Gedichte. Hier kam ihm auch der Gedanke, in den Jesuitenorden einzutreten, was er aber seiner schwachen Gesundheit wegen nicht wagen konnte.



<sup>11)</sup> Sein dortiger Aufenthalt war nur kurz, aber er war für seine ersten Professoren der Theologie hochbegeistert. »Herrgott, welche Gelehrte, welche Geister, welche Welt- und Gottesweise... nie sah ich Besseres, Größeres.«

<sup>12)</sup> Auch hier hatte er das Glück, ausgezeichnete Lehrer zu genießen. (Rektor Haas, nachmaliger Bischof, Josef Beck, der bedeutende Sozialpolitiker, von Segesser u. a. boten ihm solides Wissen.)

<sup>13)</sup> *Bischof Egger* stand bei Federer in höchster Verehrung. Beim Tode dieses bedeutenden Prälaten schrieb Federer in der »Alten und Neuen Welt« Jg. 1905/06 einen geistvollen Nekrolog.

<sup>14)</sup> *P. Sigisbert Meier* (1868–1931) veröffentlichte eine vielbeachtete Studie »Der Realismus als Prinzip der schönen Künste«, die Federer in der »Ostschweiz« 1899, Nr. 184 und 187, ebenso im »Vaterland« 1900, Nr. 40 und in der »Literarischen Warte« 1900 rezensierte.

<sup>15)</sup> *Dr. P. Job. Bapt. Egger* (1868–1925), Lehrer am Kollegium von 1894–1925; seit 1907 Rektor und Superior des Kollegiums.

<sup>16)</sup> *Dr. P. Bruno Wilhelm* (1892–1948), Lehrer an der Kant. Lehranstalt, würdigte in einem Aufsatz in den »Monatrosen« 1926/27 das dichterische Schaffen Federers.

Über »Federer und die Benediktiner« schrieb *Dr. P. Rupert Haenni* im »Benediktus-Boten« 1929.

<sup>17)</sup> *Dr. P. Sigisbert Frick*: »Heinrich Federer und Italien«. Dissertation 1949. Beilage zum Jahresbericht der Kant. Lehranstalt Sarnen.

*Dr. P. Sigisbert Frick*: Heinrich Federer »Gedichte«, eine Auswahl aus dem Band »Ich lösche das Licht«, Rex-Verlag 1949.

Der Verfasser vorliegender Schrift gab folgende Werke über H. Federer heraus:

Heinrich Federer »Wanderer in Italien«, Rex-Verlag 1957.

Heinrich Federer »Leben und Dichtung«, Rex-Verlag 1960.

»Federer-Briefe«, Rex-Verlag 1963.

Heinrich Federer »Literarische Studien«, Rex-Verlag 1966.

Heinrich Federer »Aus seinem Leben und Schaffen«, Anthologie, Rex-Verlag 1966.

Der Rex-Verlag Luzern gestattete den Abdruck der hier vorliegenden Texte aus »Mätelisseppi«, »Am Fenster« und »Aus jungen Tagen«, wofür ihm bestens gedankt sei.